Günther von Schwarzburg.

I.

Günther von Schwarzburg.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Levin Schücking.

Erster Band.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Erstes Kapitel.

Ein Arzt des vierzehnten Jahrhunderts.

Seltsame Thatsache! Die Menschen haben eher das Kreisen der Sonne durch die zwölf himmlischen Zeichen und die Bewegung der Planeten auf ihren Bahnen durch die Räume des Himmels entdeckt als den Kreislauf des Blutes durch die Adern ihres eigenen Körpers! Auch waren sie weit eher darüber im Klaren, mit welchem Saft der Malaie seinen Kris vergifte, oder mit welchem Kraut der Chippewäer sein Kalumet fülle, als zu welchen Zwecken ihr eigener Leib mit Organismen wie die Leber oder die Nieren gefüllt sei. Noch heute, trotz dem allgemeinen Drang der Zeit nach Wissen, der auf die Katheder der Schullehrer Handbücher gelegt

hat, woraus sie die Bedeutung des hinterasiatischen Plateaus für die Entwicklung der Menschenracen oder die Bedeutung des Ammoniaksalzes für die Agriculturchemie lehren, hat sich keine Stimme erhoben, welche den Bildnern der Jugend als Pflicht auferlegte, vor allem zuerst ihre Zuhörerschaft mit der Geographie ihres eigenen Ich's bekannt zu machen und in die Elemente des Unterrichts die Elemente der Gesundheitslehre nach der Schule von Salern aufzunehmen.

Mirantur, sagt der heilige Augustinus, homines altitudines montium, ingentes fluctus maris et gyros siderum — et relinquunt se ipsos nec mirantur!

Diese Unbekümmertheit des Menschen um sich selbst ist ein eigenthümlicher, durch alle Völker gehender Charakterzug des Geschöpf's, welches unseren Planeten beherrscht, ein Charakterzug, der in seltsamer Weise gegen das System des Stoffwechsels und den Materialismus protestirt. Es ist als ob ein tiefliegendes Bewußtsein von dem innern Geheiligtsein der Körperhülle durch den mit ihr verschmolzenen unsterblichen Geist, die Menschen abgehalten hätte, diese Hülle neugierig zu untersuchen; so wie man sich scheut, wo ein religiöses Mysterium sich in irdische Erscheinungsformen kleidet, das irdische Theil daran mit keckem Blick

in's Auge zu fassen. Und diese Scheu ist so groß gewesen zu allen Zeiten, daß sie bei wenig Völkern überwunden worden ist, obwohl sie mehr Menschenleben gekostet hat als die Cholera, die Blattern, der englische Schweiß, der schwarze Tod und alle Pestilenzen aller Jahrhunderte: Menschenleben, die geopfert sind, weil es keine Wissenschaft gab, die sie zu retten suchte, sondern der Aberglaube, die verkehrte Vorstellung und die Unkenntniß sie in die Kur nahmen. — Wie viel kostbare Existenzen wären um Jahre, um Jahrzehnte, um halbe Menschenalter verlängert worden, wenn all' der unermeßliche Scharfsinn, den das Mittelalter für den Nominalismus und Realismus, für scholastische Polemik, für Mystik und Theosophie, für Casuistik und Alchimie, für die Erklärung byzantinischer Gesetzgebung und alexandrinischer Philosophie aufwendete, sich der Erforschung des zunächst Liegenden, Nothwendigsten, nämlich der Physis des Menschen, und der Mittel ihre gestörte Thätigkeit wieder zu regeln, zugewendet hätte! Aber nein — Alles, auch das Unbestimmteste, Luftigste, Fernste, Wesenloseste — das Gebiet der Träume und die Haarspaltereien der Logik, der Begriff des ὁμοῖος und des ὁμουσιος schienen der Vorzeit wichtiger als die Kunde vom nächsten, vom Menschenleibe.

Erst nachdem die Wissenschaft durch alle Sphären vorgedrungen, alle Gebiete des Kosmos durchforscht hat, kommt sie in eigenthümlicher Rückkehr auf den Menschen selbst zurück. Längst ist das Gesetz der Schwere, der Ring des Saturn, der Himmel weiß was Alles sonst noch, entdeckt und noch immer ist die Arzeneikunde ein Ding, worüber gescheidte Aerzte von heute selbst die Achseln zucken! Die Medizin ist die jüngste aller Wissenschaften. Und als ob Verdienste, durch sie errungen, Förderungen, ihr zugewendet, von niedererem Range seien, als solche, welche andren Zweigen geistiger Thätigkeit gewidmet worden, wird man die Hauptstädte Europas durchreisen können und sie geschmückt finden mit den Bildsäulen großer Schriftsteller, Philosophen, Krieger, Astronomen, Juristen — das eherne oder marmorne Standbild eines Arztes wird man vergebens darunter suchen!

Mit jener Art von heiliger Scheu, welche die Menschen abgehalten zu haben scheint von der Durchforschung der körperlichen Geisteshülle, und welche sich am deutlichsten in der Rücksicht offenbart, die so lange alles anatomische Studium verhinderte, steht eine andere Erscheinung in Verbindung: dies ist die ehrfürchtige Scheu, die sich seit je an diejenigen Individuen geheftet

hat, welche es verstanden, unabhängig von den banalen Vorstellungen ihrer Zeitgenossen, mit dreistem Aug, in das geheimnißvolle Innere des Organismus zu blicken, und, von besonderer Naturanlage unterstützt, so als kluge Aerzte eine gewisse Gewalt über Leben und Tod zu erringen. Diese Ehrfurcht ist zu allen Zeiten so groß gewesen, daß sich oft der Glaube an Zauberei hinein mischte; und von den Aerzten zahlreicher Stämme in der alten und neuen Welt sehen wir die Neigung des Volkes zum Glauben an die Identität von Heilkunst und Zauberei noch heute systematisch ausgebeutet.

Einer jener weisen Beobachter der Natur, der durch eigenthümlichen Scharfblick und durch Intuition es in seiner Kunst weit gebracht und mehr dadurch gelernt hatte, als durch das, was ihm die Wissenschaft seiner Zeit überliefern konnte, lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Stadt Frankfurt am Main. Die Anfangsgründe seiner Kunst hatte er in seiner Jugend von Montpellier mit heim gebracht, der ersten Schule, die im Abendlande nach der von Salerno gestiftet worden, und welche sich im Wesentlichen an die Lehren hielt, so aus dem christlichen Kleinasien an die Araber überliefert und von diesen dann den Ländern des Westens wei-

ter übertragen waren. Das Beste aber hatte er sich selbst lehren müssen. —

Dieser Mann hieß Freydank und war einer des thüringischen Geschlechtes von Heringen, zu Helm und Schild geboren, aber aus dem rohen, kümmerlichen Leben der angestammten Ganerbenburg daheim frühe vom Drang nach Wissen und würdigerem Berufe, als dem Stegreifhandwerk, in die Welt getrieben. Jetzt war Meister Freydank wie gesagt seßhaft in der alten Wahlstadt Frankfurt am Main — ein wohlhabender, hochangesehener Mann, Verwandter des Raths der freien kaiserlichen und des Reichs Stadt, und Besitzer eines Hauses, das am Römerplatz, grade der damals im Ausbau begriffenen schönen Nicolauskapelle gegenüber sich erhob. Obwohl dies Haus wie fast alle Häuser der Stadt nur aus Fachwerk gezimmert war, stand es doch hoch und stattlich da mit seinem kunstreich geschnitzten Gebälke und seinen blanken Fenstern, in welche, als Meister Freydank den Bau für sich renoviren und erweitern lassen, die Vettern aus Thüringen und zahlreiche Freunde unter den Geschlechtern der Stadt beim „Fensterbier" in schön gemalten und gebrannten Scheiben ihre Wappen und Namen gestiftet hatten. Das war dazumal geschehen, als Meister Freydank ein Weib heimgeführt

und sich einen Hausstand in Frankfurt gegründet hatte — jetzt schon eine ansehnliche Zahl von Jahren her, denn Freydanks Weib hatte seitdem längst die Augen geschlossen, er selbst war ergraut und statt der treuen Lebensgefährtin, welche ihm der Tod geraubt, schaltete und waltete ein erwachsenes Töchterlein, Jungfrau Margaretha, in seinem Hause. Außerdem war noch ein andrer Hausgenosse da, ein Vetter des Meisters, Simson von Heringen genannt, und als Gehilfe beflissen, unter seiner Anleitung die Heilkunde zu lernen.

Simson von Heringen war ein junger Mann von etwa fünf- oder sechsundzwanzig Jahren; aber er hatte den Ernst eines Mannes von fünfzig; er war überhaupt ein seltsamer Geselle, wortkarg, verschlossen und völlig fremd jenem Drange nach Glück, der junge Menschen treibt, sich ihr Anrecht an dasselbe in der kleinen Münze der Vergnügungen vom Leben zahlen und sich so oft für immer dann mit dieser kleinen Münze abfinden zu lassen. Er brachte seine Zeit zu Hause oder an den Betten der Kranken zu, welche sein Vetter ihm anvertraute; saß er zu Hause, so war er nie müssig, sondern braute Säfte und Latwergen mit einer eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit; auch hockte er stundenlang über großen alten

Büchern, deren Freydank von Heringen mehrere, schön und sauber mit Rohrfeder auf Pergamen geschrieben besaß; kurz Simson von Heringen war ein Ausbund von einem zuverlässigen, tugendlichen jungen Manne, in dessen Innern alle Affekte und Gedanken nach den Regeln der Moral sich zu bewegen schienen, wie ein Uhrwerk nach dem gleichmäßig regelnden Pendel. Auch war er ein leidlich hübscher, starker Bursch, und obwohl er aus den thüringischen Bergen nicht viel mehr Habe, als in seinem Ränzel zu finden gewesen, mitgebracht hatte in des Vetters Haus, so zweifelte doch Niemand, daß Meister Freydank ihm einst sein ganzes Inventar an Mörsern und Stößern, Pillenschachteln und Distillirkolben, Haus und Kundschaft, und wohl auch seine Tochter Margaretha obendrein letztwillig vermachen werde. Wenn daran aber auch noch zu zweifeln gewesen wäre — Simson selber zweifelte eben nicht daran und dieser Gedanke war es gerade, der ihn so abgeschlossen für sich selber, ohne Freund seines Alters, den Vergnügungen der Jugend entsagen ließ. Er bedurfte ihrer nicht — ihm winkte Glück in der Zukunft und dieses Glückes wollte er würdig bleiben: Simson war ehrgeizig. Es sollte einst nicht heißen, mit dem alten Meister sei die Kunst begraben worden!

Ob aber Margaretha selbst, die schlanke, muthige, lebhafte Margaretha so dachte? Ob sie sich an den Gedanken gewöhnt hatte, mit Rhabarberdosen und Gichtpatienten in ein und dasselbe testamentarische Inventar gesetzt und vererbt zu werden? Bis jetzt schien es allerdings nicht der Fall zu sein. Vetter Simsons Finger mochten noch so fein und zart die Pulsbewegung eines Kranken fühlen können; an Margarethens Handwurzel hatte er vergeblich geforscht, ob sich nicht unter dem Einfluß seiner Liebenswürdigkeit der Schlag dieser hellblau durch die zarte weiße Haut schimmernden Adern auch nur um eine einzige vom Herzen ausströmende Blutwelle vervielfache. Vielleicht verlangte Simson übrigens dies auch gar nicht. Auf seiner eigenen Stirn lagerte immer derselbe Ausdruck des Gleichmuths — wie hätte er von Anderen Bewegung und Leidenschaft fordern können: dies spiegelglatte Gemüth hätte sie ja gar nicht zu erwiedern vermocht — sie hätte ihm als etwas fremdes, unverständliches beängstigend werden müssen!

So standen die Sachen im Hause Meister Freydanks von Heringen am Römerplatz in der Stadt Frankfurt am Main, als eines Tages Jungfrau Margaretha in das große Wohnzimmer trat, welches im ersten Stockwerk, dem freien Platze zugekehrt, lag. Sie

sah Simson in der Ecke beschäftigt, an einer kleinen Kurbel zu seiner Kräuterpresse zu schnitzeln und ohne sich um ihn zu kümmern, ging sie zum Fenster, drückte ihre Stirn an die Scheiben und sah lange auf den Platz hinab. Es herrschte ein eigenthümlich lebhaftes Treiben da unten; obwohl es um die Marktzeit war, erblickte man doch heute Niemand von dem Landvolk der Umgegend, das um diese Stunde hier seine Vorräthe feil zu halten pflegte, aber dafür schien eine gewisse Unruhe die Bürger selbst hier zusammenzuführen; sie gingen in Schaaren ab und zu, standen in Gruppen lebhaft redend bei einander, und zogen dann wieder ab, ohne daß sich für ihr Gehen wie ihr Kommen eine Ursache gezeigt hätte.

Während Margarethe so beobachtend dastand, erhob Simson mehreremale den Blick von seiner Arbeit und sah nach ihr hinüber. Bewunderung der reizenden, in anmuthigen Umrissen gezeichneten Gestalt, welche vor ihm die eine Hälfte des Fensters verdunkelte, war es nicht was seine Blicke eine solche Richtung nehmen ließ; dafür waren sie viel zu forschend kalt und gedankenvoll, diese Blicke — sie waren wie die eines Arztes, der mit allem Aufgebot seiner Geisteskräfte über den Zustand eines Kranken grübelt. Wer weiß, vielleicht fühlte auch der weise

Simson sich so seiner Zukünftigen gegenüber, und betrachtete die Aufgabe des Mannes in der Ehe als die eines Leibarztes der vielen Schwächen und Gebrechlichkeiten des schönen Geschlechts.

„Man hat Euch ja den ganzen Morgen nicht gesehen, Base Griedel," hub er endlich an: „Wo war't Ihr? Mit dem Imbißsüpplein für unsern gestrengen Herrn Gast beschäftigt?"

„Schau — ist der Simson auch da?" antwortete mit einem halben Blick nach ihm umsehend Margaretha. „Da in der Ecke hockt er und schnitzelt und kümmert sich nicht um's heilige römische Reich noch den Kaiser!"

„Ich mache eine neue Kurbel an meine Kräuterpresse, Griedel."

„Recht, Vetter Simson, macht Ihr Kurbeln!"

„Nun, wahrhaftig, ich meine, es kommt mehr dabei heraus als beim Zank um's heilige römische Reich. Legt Ihr das unter die Presse, Bäslein, in der That, Ihr mögt schrauben wie Ihr wollt, es rinnt doch nichts erkleckliches mehr heraus; es ist vollständig ausgesogen! Und Euer neuer Kaiser ist darum auch dazu gepreßt, sonst wär' er sicherlich nicht der Narr gewesen und hätt's genommen! —

Margarethe verzog spöttisch ihren kleinen Mund und schwieg.

Simson schnitzelte ruhig weiter und darüber bemerkte er nicht, daß Margarethe nach kurzer Pause einen verstohlenen Blick nach ihm hinüberwarf, bei dem sich um ihre rosigen Lippen ein Zug muthwilligster Schelmerei lagerte.

„Vetter Simson," sagte sie dann — „ich habe eine Bitte an Euch — aber Ihr dürft's bei Leibe nicht dem Vater verrathen."

Simson blickte auf.

„Ihr wißt, ich thu' mit Freuden was Ihr befehlt!" antwortete er mit etwas spöttischem Tone.

„Ei wie galant!" versetzte Margarethe, und dabei hielt sie ihr Gesicht immer noch dem Fenster zugewendet, wie um ein leises Kichern zu verbergen, dessen sie nicht Herr werden zu können schien.

„Nun, was ist's?" fuhr Simson eifrig fort, offenbar froh der Aussicht auf ein gemeinschaftliches Geheimniß mit Margarethe.

„Leiht mir Euer Sonntagswamms von Zindeltaffet mit den violetten Puffen, wißt Ihr" . . .

„Mein Wamms — und wozu das, Griedel?" fuhr Simson lebhaft heraus.

„Wozu? Nun wozu braucht man die Wämmser? Ich will's anzieh'n."

„Beim Mummenschanz? I, Griedel — wo denkt Ihr hin . . .?"

„Beruhigt Euch, Simson, ich denke nicht an den Mummenschanz — auch ist's noch lange hin bis zum Fasching."

„Nun, was wollt Ihr denn?"

„Hört, ich will's Euch sagen, Simson," antwortete Margaretha, halb sich ihrem Vetter zuwendend und halb abgekehrt wie um ihm ihre Züge nicht zu zeigen — „ich möcht' gar zu gern einmal zu der verschlossenen Stadt hinaus, draußen das Lager der Fürsten zu sehen, den Kaiser, die Ritter, die Gezelte, den Troß der Roße und Wagen — durch das Thor hilft mir schon die Katharine, des eschenheimer Thorwächters Tochter, die der Vater im vorigen Jahre vom Fieber geheilt hat . . . kommen doch auch täglich Leute durch das Auslaßpförtlein herein und heraus . . . aber um durch das Lager zu gehen, durch das reisige Volk und all das Gewühl, muß ich mich schon, das begreift Ihr, Simson, als Buben verkleiden..."

Während Margaretha so sprach und ihre Augen dabei schelmisch leuchteten, hatte Simson seine Kurbel vor Erstaunen auf den Boden fallen lassen.

„Margrethe!“ sagte er jetzt.

„Was ist's?“ fragte sie mit dem Tone der größten Unbefangenheit und ließ den Blick, den sie auf den Vetter warf, lächelnd auf ihm haften. Aber dieser lächelnde Ausdruck verlor sich rasch, als sie die eigenthümliche Wirkung bemerkte, welche ihre Worte auf Simson gemacht hatten. Dieser nämlich war blaß geworden, seine Augen funkelten mit stechendem Glanz und seine Worte waren statt lauter, wie sie bei andern Menschen im Affekt sind, viel leiser geworden, während die Stimme zitterte:

„Bei Gott, Ihr treibt's zu arg . . . es wird zu arg . . . . meint Ihr, der Simson sei so dumm und hab' 's nicht gemerkt, daß der vermaledeyte Heckenreiter Euch im Kopfe steckt? Und jetzt wollt Ihr ihm sogar noch wohl draußen im Lager einen Besuch abstatten! Pfui über den Wicht, der so frech ist, dem gutmüthigen Meister sein Liebesweh für eine Krankheit, die mit Latwergen zu kuriren sei, auszugeben und sich bloß deßhalb bei ihm untergestellt hat, um mit Euch zu scharmiren! Ja — Margaretha, so ist's — es ist eine abscheuliche Geschichte, ein frecher Betrug ist's und jetzt — jetzt seit Ihr gar so weit gekommen, daß Ihr in Mannskleidern Euch draußen unter die Raufbolde, die Turnierfechter, die fahrenden

Fräulein mengen wollt, und das Alles — um dieses Vogt von Greifenberg willen!"

„Simson! Simson!" rief Margaretha hier im Tone der höchsten Verwunderung aus — „ich kenn' Euch ja gar nicht mehr. Ihr seid ja blaß wie der Tod — und im Zorn sagt Ihr Dinge — wahrhaftig, der böse Feind muß Euch in Euer ruhiges Geblüt gefahren sein, denn Ihr sagt Dinge, die — nun, die ich nicht anhören mag und will — was ich da eben Euch anvertraute, wißt, kluger Simson, das sollte ein Scherz sein, womit ich Eure tugendliche Seele in Entsetzen jagen wollte — ich hatt's Euch zugedacht als Züchtigung für Euer herzloses Geschwäz von vorhin — vom Kaiser Günther und daß er ein Narr sei, und was Ihr sonst vorbrachtet — aber daß Ihr so in Zorn gerathen und mir so abscheuliche Dinge vorwerfen würdet — bei der heiligen Jungfrau, Simson, das hatte ich nicht gedacht — ich werd's Euch nicht vergessen!"

Damit schritt Margarethe rasch, das hochgeröthete Antlitz stolz gehoben, zum Zimmer hinaus.

Simson blickte ihr mit seinem blassen Gesichte stumm nach: er stand einige Augenblicke wie eine Bildsäule da; dann schleuderte er das Messer, welches ihm bei seiner Arbeit gedient hatte, heftig auf den

Boden, verrenkte die Arme wie ein Mensch, der seinem Zorne kein Maaß weiß, stampfte mit dem Fuße, und halblaute Worte vor sich hinmurmelnd rannte er ein paarmal in dem Gemach auf und ab.

Diese Bewegung hatte jedoch nicht hingereicht, sein endlich einmal stürmisch aufgeregtes Gemüth wieder zu beruhigen, als draußen auf der Treppe, die aus dem untern Vorraum des Hauses nach den Wohngemächern im ersten Stock führte, ein schwerer Schritt mit klirrenden Sporen sich vernehmen ließ. Die Thüre öffnete sich dann und eine breitschultrige, mittelgroße Gestalt in ritterlicher, aber sonst schmuckloser Tracht trat ein. Die kräftige, gewölbte Brust war mit einem starken Lederkoller umhüllt, wie es unter der eisernen Brünne und dem Harnisch getragen wurde, aber von diesen Schutzwaffen war es heute nicht bedeckt; ein langes Tuchkleid mit offenen bis zum Ellbogen aufgeschlitzten Aermeln, welche an den Seiten herabfielen, schützte den Fremden wider die kalte Jahreszeit; unter dem Filzhut, dessen breiter Rand, rund umher aufgekrampt und nur nach vorn hin niederfallend, die Stirn beschattete, zeigte sich ein derbes wettergebräuntes Gesicht, das ein Alter von etwa dreißig Jahren und

durch die Sprache der Züge eine treue aufrichtige Seele verrieth.

„Wo ist der Herr Vogt?“ fragte er beim Eintreten ziemlich barsch und ohne eine vorläufige Begrüßung des jungen Mannes, der jetzt, in der Mitte des Gemachs stehend, ihm entgegenblickte, für nöthig zu halten.

„Was weiß ich,“ antwortete Simson noch immer in jenem leise zitternden Tone der Wuth, welche einmal aufgestürmt, in einem Charakter wie dem seinigen auch so bald nicht wieder sich zur Ruhe legte — „was weiß ich! Sucht ihn in seinem Bett!“

„In seinem Bett?!“

„Nun ja — er ist ja krank: er ist ja seiner Gebresten willen zum Arzt gekommen. Wo anders gehören die Kranken hin als in die Federn? Jungfer Margaretha wird bei ihm sitzen und ihm ein Süpplein einlöffeln!“

Der Fremde fixirte einen Augenblick den jungen Mann mit gerunzelter Stirn. Dann brach er in ein lautes Lachen aus.

„Bläst der Wind daher!“ sagte er.

„Woher der Wind bläst, edler Junker von Ketelhodt, das werden Leute Eures Handwerks, die ihn sich im Winter wie im Sommer um die Nase müssen

spielen lassen, wenn sie nicht in ihren nackten vier Wänden verhungern wollen, am besten wissen!"

„Pflasterschmierer!" brauste der Junker von Ketelhodt auf und tastete nach dem schweren Eisen, das von seinem Gurt herabhing — aber beinahe im selben Augenblick auch brach er wieder in sein früheres gutmüthiges Gelächter aus.

„Er ist wegen der Margareth eifersüchtig!" sagte er sich, nachdem er noch einmal mit einem wahren Schalksblick Simsons blasses Gesicht mit den stechenden Augen, den bebenden Lippen und den tiefen Falten einer nicht mehr zu bewältigenden Wuth zwischen den Brauen gestreift hatte.

„Was habt Ihr zu lachen, Herr Junker — scheint Euch der Streich so lustig, den Euer guter Gesell, der edle Vogt von Greifenberg, ausgeführt hat? Mir scheint nicht viel Witz daran verschwendet! Der alte Meister wird hirnschwach. Mir ist's auf den ersten Blick klar gewesen, daß es nichts als ein Vorwand, diese Krankheit, um hier ins Haus zu schleichen, daß Euer gestrenger Herr Vogt gesund ist wie Ihr und ich. Und jetzt laßt's Euch gesagt sein, oder ich sorge dafür, daß der Meister Freydank der Sache ein Ende macht."

„Ihr seid scharf, Mann!" versetzte der Junker

von Ketelhodt noch immer lachend — „wahrhaftig Ihr seid scharf. Was verschlägt's Euch?"

„Darüber steh' ich Euch nicht Rede, mein edler Herr. Und — da wir doch von ihm reden — kommt einmal mit der Sprache heraus, wer ist denn eigentlich dieser stolz gemuthete Herr Vogt von Greifenberg? Ich bin doch auch aus Thüringen daheim — aber ich habe den Namen mein Lebtag nicht gehört: es muß ein armseliges Geschlecht von Stegreifgesellen sein!"

„Ganz richtig: es sind ihrer fünf Vettern, die haben mit Weib und Kindern zusammen ein Drittheil der Burg Greifenberg von meinem gnädigen Herrn von Mainz zu Lehn. Das schlägt sich dann so durch in Schmutz, Gottesfurcht und zärtlicher Freundschaft mit des Kaisers lieben Kammerknechten, den Hebräern."

„Zum Gefolg des neugekohrnen Kaisers Günther will er gehören," fuhr Simson innerlichst erfreut über diese Auskunft fort, „hat der viel solcher Mannen um sich?"

„Solcher? Noch gar viele. Aber auf den Vogt hält er ein groß Stück. Und wenn die wack'ren Herrn vom Rath dem Günther zum Einzug die Thore öffnen —unter uns gesagt, dann wär's nicht unmög=

lich, daß der Kaiser sein altes Recht in der Reichsstadt gebraucht und dem Meister Freydank seinen Marschalk zu Roß mit dem Trompeter vors Haus sendet!"

„Den Marschalk? was sollt' der hier?"

„Kennt Ihr den Brauch nicht, wenn der Kaiser einem seiner Getreuen die Hand einer Jungfrau mit reichem Erbgut zuwenden will?"

„Was weiß ich von des Kaisers Bräuchen?"

„Er sendet ihr den Marschalk vors Haus," antwortete der Junker von Ketelhodt, „und läßt sie ausrufen mit seinem Getreuen:

Hört zu, Ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall.
Was er gebeut und das muß sein:
Hier ruf ich aus Ritter Vogt mit Freydanks Töchterlein,
Heute zu Lehen, morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr zu einem Paar!"

„Ihr wollt mich foppen!" fiel Simson ein.

„Beim Bart meines Alten, so ist's! das ist des römischen Königs Recht in seiner Stadt Frankfurt am Main, so er einen Diener unter eine warme Decke bringen will, und unter dem Beding, daß er es ausübt am Tage nach seinem Einzug."

„Nun fürs erste hat's alleweil gute Wege da-

mit!" knirschte Simson — „noch liegt Euer Kaiser vor dem Thore und wartet bis man ihm aufmacht!"

„Es wird schon aufgemacht werden," antwortete der Junker von Ketelhodt, sich an der innern Wuth und Eifersucht ergötzend, welche er in dem jungen Arzt geschürt hatte.

Zweites Kapitel.

Der Ritter Vogt von Greifenberg.

Im nächsten Augenblick aber machte Kurt von Ketelhodt eine Bewegung wie ein gut geschulter Soldat, der unerwartet seinen Anführer erblickt. Er richtete sich auf, nahm den Hut von seinem dichten gelbblonden Haar und wandte sich dann zur Thüre zurück, um sie rasch aufzureißen vor den Schritten des Nahenden, die von draußen eben vernommen wurden. — Aus dem Dunkel des Raumes vor dem Wohnzimmer Meister Freydanks trat durch die geöffnete Thüre eine hohe ritterliche Gestalt — eine Erscheinung, die, sie mochte nun in einer Umgebung auftauchen, in welcher sie wollte, die Blicke auf sich ziehen mußte. Der Eintretende stand in der Mitte der Lebensjahre, in

der Blüthe der Kraft: und Kraft und Energie war auch der hervortretendste Zug in der ganzen Physiognomie dieses Mannes. Seine Gesichtszüge waren nicht eigentlich schön, wenn auch ziemlich regelmäßig; sie waren zu kräftig, zu männlich, zu wettergebräunt dazu; aber es war ein echt deutsches, offenes, treuherziges Gesicht, in dessen großen weitgeöffneten blauen Augen eine gewisse weiche Schwärmerei sich aussprach, die unter dem Schutze der kräftig gemeißelten starken und breiten Stirn dem Ganzen etwas Anziehendes, Fesselndes verlieh. Ein Dichter hätte zu einem ganzen Gedicht Stoff in dieser Verbindung von Kraft und Weiche finden, er hätte das Gemüth und die Poesie wie im Schutze einer stark gefesteten und von höchster Mannestüchtigkeit vertheidigten Burg, den Minnesang im Schutze des Mächtigen angesiedelt erblicken können.

Der Fremde war in halber Rüstung. Er trug einen Stechhelm mit einem Visier, das er eben aufgeschlagen hatte, und einen reichen Busch von hohen Pfauenfedern als Helmschmuck. Seinen Oberkörper bedeckte ein Panzerhemd, das bis auf die Mitte der Schenkel niederfiel; über demselben trug er einen Waffenrock von grünem Stoffe, in der Mitte des Leibes zusammengehalten von einem breiten mit gol-

denen Buckeln beschlagenen Ledergurt, an dem das Schwert niederhing. Die untere Hälfte des Körpers war dagegen ohne weitere Schutzwehr als hohe bis übers Knie hinaufreichende Stiefel mit goldenen Sporen daran.

„Alles steht gut, Kurt,“ sagte der Ritter, indem er eintrat — „laß' satteln, und du da,“ wandte er sich an Simson — „schaff' mir den Meister her!“

Simson hatte, als er den Kommenden bemerkt, sich abgewendet und vor den aufgeschlagenen Folianten gesetzt, der in einer Ecke des Gemachs auf einem schön geschnitzten Schrein lag, — dem Aufbewahrungsort für Meister Freydanks kostbaren Besitz an Büchern und Schriften. Der Vetter aus Thüringen sah dabei aus, als kümmere ihn die Welt nicht, als seien der Junker von Ketelhodt sowohl wie der eben eingetretene Ritter Vogt für ihn unsichtbare Dinge, und halblaut las er für sich hin:

„Aconitum ist ein fast giftiges Kraut, so entstanden aus dem Geifer des Cerberus, als er, vom Herkules ans Licht der Oberwelt geholet, auf die Erde gespien, wie Ovidius Naso, der römische Dichter schreibet, in den Metamorphosen, Buch ....“

Hier wurde er in seinem eifrigen Studium un-

terkrochen. Der Ritter legte die Hand mit dem mächtigen Stülphandschuh auf seine Schulter und sagte:

„Ruf' deinen Herrn, Bursch!"

Simson hob sein blasses Gesicht von dem Buche auf; er streifte den Ritter mit einem verächtlichen Blick, dann antwortete er, die Augen wieder auf das Blatt vor ihm senkend:

„Stört mich nicht — macht selbst Euren Diener, Herr Vogt von Greifenberg."

„Gesell — weißt du, mit wem du redest?!" fragte der Ritter Vogt mit dem Tone aufrichtiger Verwunderung.

„So ungefähr!" antwortete der Simson boshaft. „Euer Schritt hat hier im Hause jetzt lange genug mit den dünnvergoldeten Sporen gerasselt. Man kennt ihn!" —

Der Ritter lachte jetzt wie es vorhin Ketelhodt gethan.

„Es scheint," sagte er, „du hast so lange da über den giftigen Kräutern gehockt, daß es deinem eigenen Hirn ungesund geworden ist!"

„Wenn ich mir von Euch Hohn oder Befehle gefallen ließe, so würde ich gerade so schließen," antwortete Simson; „aber Gottlob, ungesund ist mein Hirn noch nicht — und ich rathe Euch, spielt den

Herrn hier im Hause, das Ihr nun seit zwei Tagen mit Eurer Gastfreundschaft beehrt, nicht zu früh — des Meisters Freydank Kind und seine Goldgülden werden sicherlich nicht für Stegreifreuter aus dem thüringer Walde aufbewahrt!"

Der Ritter Vogt von Greifenberg verschränkte die Arme auf der Brust und blickte so einen Augenblick auf den kühnen jungen Mann nieder. Dann wandte er sich ruhig dem nächsten Fenster zu, öffnete es, und gab nun Kurt von Ketelhodt, der noch immer dastand, mit seinem Schelmengesicht, um das Ende dieser Unterredung anzuhören, einen herrischen Wink mit der Hand. Der Junker von Ketelhodt schien in solcher Zeichensprache raschen Verständnisses zu sein, und im nächsten Augenblick hatte er seine gewichtige Faust an Simsons Wamms gelegt.

„Was wollt Ihr?" sagte dieser an allen Gliedern zitternd vor Zorn.

„Es liegt Schnee unter dem Fenster; du wirst weich zu liegen kommen," tröstete mit der gleichmüthigsten Miene Ritter Vogt von Greifenberg.

„Wagt es! ich bin zu Schild und Helm geboren wie Ihr!" schrie Simson. „Wollt Ihr mir was, so gebt ehrlichen Kampf! Ihr seid zu zwei über Einen! Pfui!"

„Bin ich zwei?" rief der Junker von Ketelhodt hier lachend aus, indem er Simson leicht wie ein Kind dem Fenster zutrug.

„Gestrenger Herr — was wollt Ihr thun . . . es ist mein Vetter!" rief hier eine wohllautende Stimme durch die eben sich wieder öffnende Thüre.

„Und deine Vetter darf man nicht durch die Fenster werfen, schmuckes Kind?" sagte der Ritter, indem er die hereineilende Margaretha unter das Kinn faßte und milde lächelnd in ihre von Aufregung gerötheten Züge blickte. „Wohl dann! Setze den Vetter bloß über die Schwelle, Kurt, aber behutsam, damit dem Jungfräulein nichts an ihm zerbrochen wird! — Und du, Kind, ruf' mir flugs deinen Vater her!"

Margaretha wandte sich und rief durch die noch offenstehende Thüre:

„Vater, Vater! der Ritter Vogt begehrt Euer!" während der Junker von Ketelhodt von Simson abließ und ging, das Fenster wieder zu schließen.

Simson strich unterdeß sein Wamms glatt.

„Sie geht nicht hinein zum Alten, um keinen Augenblick seiner Gegenwart zu missen!" flüsterte er dabei zwischen den Zähnen. „Und daß sie für mich bitten mußte — sie — bei ihm! Wüßt' ich ein Mit-

tel es ihnen einzutränken!" Mit diesen ingrimmigen Worten räumte Simson von Heringen still den Kampfplatz, froh es unbeobachtet thun zu können, weil eben Meister Freydank, der Hausherr, aus seiner Hinterstube herbeikam und in das Gemach trat. —

Meister Freydank erschien in der soliden Bürgertracht jener Tage, der lang herabwallenden Schaube von dunklem Wollenstoff mit schmalem Pelzbesatz, die runde, pelzverbrämte Gugelhaube auf seinem ergrauenden Haupt. Er war ein Mann von kleiner Gestalt, ziemlich schmächtig gebaut, aber, im Gegensatz zu der Lebhaftigkeit und Regsamkeit, welche gewöhnlich kleinen Leuten eigen, ruhig, gemessen, ernst in seinen Bewegungen. Doch trat er jetzt auf seiner Tochter Ruf, daß der Ritter seiner harre, mit ungewöhnlicher Raschheit ein, und jeder Zug seines Gesichtes, das zu der hohen Gestalt des Vogts freundlich lächelnd aufblickte, deutete an, wie beflissen er auf solchen Gastes Wunsch herbeieile.

„Gott zum Gruß, gestrenger Herr Ritter!" sagte er. „Margareth, eine Erquickung für unsern Ehrengast" —

„Laßt, laßt, Meister Freydank, — hetzt meinethalb Euer edles Töchterlein nicht müd', — weiß Gott, sie hat schon viel zu viel sich gemüht und geplagt,

um den Kranken, der sich in ihres Vaters Pflege gegeben, mit guten würzigen Gerichten zu kräftigen. Und wahrhaftig, kleine Martha, es ist ihm trefflich angeschlagen: er ist so frisch und wacker wieder, Dank Eurer Pflege, daß er jetzt sein Roß zu besteigen gedenkt, sobald er nur noch einmal Zwiesprache gehalten mit seinem lieben treuen Meister hier."

Dabei schüttelte der Ritter Vogt von Greifenberg Meister Freydank herzlich die Hand; Margaretha aber, die seinen Wink verstanden, entfernte sich mit einer anmuthigen Verbeugung; Kurt von Ketelhodt war schon vorhin gegangen, um des Ritters Befehl zu vollführen und die Pferde satteln zu lassen, und die beiden Männer waren allein in dem Gemache.

Drittes Kapitel.

Der Erkorene.

„Geruht Euch niederzulassen, mein hoher gnädigster Herr," sagte Freydank, sobald sich die Thüre hinter seiner Tochter geschlossen hatte, und geschäftig schob er seinem Gast den schweren dunkelgebohnten Sessel daher, den jener einnahm, während der alte

Arzt in ehrfurchtsvoller, gebeugter Haltung vor ihm stehen blieb.

„Ihr habt Eurem treuesten Diener etwas Gutes mitzutheilen," fuhr er fort; „ich lese es in Euren Zügen!"

„Das habe ich, Freydank; gute Botschaft habe ich bekommen von der wackern Reichsstadt Nürnberg. Da haben zwei tüchtige Bursche aus den Zünften, der Geisbart und der Pfauentritt den widerspenstischen Junkherrn-Rath ausgetrieben, Zünfte und Bürger regieren und mir huldigt die gute kaiserliche Stadt: was aber mein Gewerb bei Euren Bürgermeistern. und Schöffen hier angeht — es ist abgeschlossen, die fürsichtigen Herren wollen sich huldreich herablassen und mir ihre Thore öffnen."

„Endlich!" rief Freydank aus — „so mögen sich denn, wie die Thore der Wahlstadt, die Thore einer langen, glorreichen und segensvollen Herrschaft vor Euch öffnen."

„Gott walt's!" — antwortete der Ritter mit einem Seufzer — „fürs erste wollen wir uns freuen, daß so viel errungen ist!"

„Ihr seht's — es widersteht Euch Keiner — sobald Ihr selbst unter fremdem Namen gekommen seid, um mit den Herren von der Stadt im geheim

ein Wort über die Sache zu reden, sind sie Euer geworden!"

„Soll ich nicht lieber ein böses Vorzeichen darin erkennen, daß ich selber kommen mußte, um der Herren gnädige Erlaubniß, in meine eigene und des Reichs Stadt einziehen zu dürfen? daß sie mein und meiner Freunde Volk so lange draußen auf dem Wahlfelde liegen zu lassen wagen durften — mir scheint, das ist ein übles Zeichen, wohin es gekommen!"

„Mein gnädigster Herr, urtheilt milde über sie; sie haben Angst vor dem Schwarm von Knappen, Kriegsknechten, Turnierfechtern, Söldnern, Troßbuben und was alles dem Zuge so mächtiger Herren sich anhängt — Euren hohen Sinn habt Ihr ihnen noch nicht zeigen, noch nicht durch Thaten sie beruhigen können — und grad heraus, Herr — hat etwa das Bürgerthum in dieser Zeit nicht Ursache, daß es in mißtrauischer Scheu seine Rechte wahrt?"

„Zum Mißtrauen gegen mich sollte es Ursache haben? Nein, Freydank. Mein Leben, meine Thaten liegen offen vor Jedermanns Augen. Was ich denke, habe ich immer frei herausgesagt. Man kann wissen, wessen man sich von mir zu versehen hat, wenn man es wissen will! Weßhalb bin ich denn gewählt, alter Meister? Sagt's einmal rund heraus. Seht,

das Reich ist durch Eigensucht, Schliche, Ränke und Lügen, Felonie der Vasallen und Wort- und Eidbrüchigkeit der Herren soweit gekommen, daß es ein eitel Wunder, wie's noch zusammenhängt. Das haben die von den Fürsten, in denen noch ein Rest von deutscher Ehre lebt, sich mit Schaudern gestanden und weil's so gar erbärmlich steht, sind sie auf den Einfall gerathen, einmal auf ganz neuem Wege zu versuchen, was sich noch retten lasse. Sie haben beschlossen, es einmal mit der ganz einfachen Ehrlichkeit zu versuchen .... Er ist neu, der Gedanke, Ihr müßt es einräumen!"

„Leider," antwortete Freydank. „Aber er ist glücklich, und der Himmel segne ihn, denn er hat uns Euch zum König gegeben."

„Mich, ja — denn ich bin weder ein berühmter Kriegesheld noch ein mächtiger Fürst: aber ich bin ein ehrlicher Mann, und," setzte Günther von Schwarzburg mit ironischem Lächeln hinzu, „als der merkwürdigste Kaiser, der je die Krone getragen hat, werde ich in die Geschichtsbücher eingeschrieben werden — ein Mensch, in welchem die Ehrlichkeit mit einem Kaiserthum belohnt wurde! Wenn es nicht das Seltsamste ist, was je geschehen, so kenne ich die Welt nicht!"

„Aber auch das Beste!"

„Meint Ihr? Ich selbst freilich sollte nicht daran zweifeln. Aber Freydank, ich will Euch ein Gleichniß aus Eurem Berufe geben: Denkt Euch einen schwer und Jahrelang kranken Mann. An sein Bette sind viele, viele Aerzte berufen. Aber alle vermochten nichts, als das Uebel ärger zu machen. Der eine prahlte mit einem Wunderelixir und das Elixir war eitel gefärbtes Wasser; der andere kurirte mit Tränken darauf los, denen er hundert wunderbare Kräfte nachrühmte, obwohl er wußte, aus welch unnützen Dingen er sie selber gebraut hatte: und der dritte gab dem Kranken gar schädliche Stoffe, um die Krankheit zu verlängern, damit er desto länger zu kuriren habe. Ist es nun das Beste, was des kranken Mannes bekümmerter Sohn in seiner Entrüstung thun kann, wenn er die Quacksalber zum Hause hinauswirft und ruft: Fort mit all dem Lug und Trug — bringt mir einen ehrlichen Mann, um ihn zu heilen."

Freydank lächelte.

„Euer Gleichniß hinkt, hoher Herr," sagte er. „Zum Heilen gehört mehr als Ehrlichkeit. . . ."

„Und zum Regieren auch — glaubt mir's!" fiel König Günther ein.

„Nichts was Ihr nicht besäßet!"

„In deinen Augen!"

„Und was habt Ihr gegen meine Augen? Habe ich mit diesen Augen nicht lange genug die Menschen beobachtet, um zu wissen, was sie gelten und was an ihnen ist? Und sollte ich Euch nicht kennen? Ich habe an Eurer Wiege gestanden; ich wohnte ja damals in Eurem Arnstadt, Eures Vaters Arzt, der mich oftmals zu sich heischen ließ auf Euer Stammhaus, die Blankenburg. Auch damals als Eure Mutter, die edle Gräfin Christine, mit Euch droben in den Wochen lag. Seitdem habe ich Euch nicht aus den Augen verloren: wie Ihr in den thüringer Fehden so wacker Euch schluget, stets wie ein wahrhafter Ritter auf der Seite des Rechts, daß man in all dem Streit, Zank und Span nur zu fragen brauchte: wo weht der Pfauenwedel auf Günthers Helm? um zu wissen, wer Recht hatte! Dann wie Euch der alte fromme Kaiser Ludwig der Bayer, dessen Seele Gott gnädig sei" —

„Ja, denn sie bedarf dessen!" fiel König Günther mit einem Seufzer ein . . .

„Wie Euch der selige Kaiser," fuhr Freydank fort, „zu seinem Rathe kieste und wie Ihr so treu an ihm hinget in aller Noth und Fährlichkeit; dann wie Ihr als seines ältesten Sohnes, des Markgrafen von Brandenburg, Feldoberster gegen die Litthauer

gefochten und als sein Landeshauptmann in den Marken mit starker Faust für Ruhe und Frieden sorgtet — immer habe ich im Geiste Euch begleitet, und geahnt, daß Ihr zu Hohem ausersehen" . . .

„Nun Gott walt's. Vielleicht hat der Herr Erbarmen mit diesem Reiche. Schlimmer, als es ist, kann es nicht werden: ein Kaiser, der befiehlt, Große, die nicht gehorchen, Ritter und Bürger, welche thun, was sie wollen — dazu Pest, Judenschlachten, der Flagellanten schaurige Leisen, die der Welt Untergang künden . . . bei Gott es ist genug — und," fuhr der Redende aufspringend und sich stark und mächtig aufrichtend fort, während sein Auge flammte und ein edler Stolz seine Züge verschönte, „wenn der alte Gott beschlossen hat, durch König Günther die zerrissene Zeit zu heilen — dem soll man nicht nachsagen können, er habe nicht den Muth und die Kraft gehabt, sich zum Werkzeuge herzugeben. Seht, Freydank," — und er legte seine kräftige Hand auf die Schulter des Alten — „seit sie mich ausgerufen haben zum Könige der großen deutschen Nation, seitdem kreisen neue, mächtige, stürmische Gedanken in mir. Es ist mir, als habe Gott sie in mich gelegt. Es sind Gedanken voll Aufopferung, Mühe, Arbeit. Aber Arbeit ist, was uns retten muß. Und während das Haupt

sich in diese Arbeit stürzt, was könnt' es anders thun, als sich vor allem auf die Glieder des Körpers verlassen, die ebenfalls in Arbeit stark geworden? Das ist das wackre Bürgerthum, in dem das Bewußtsein lebt, was das Geheimniß dieses schweren Lebens ist: Entsagung, Aufopferung und Kampf mit der Waffe: Arbeit!"

„Ja, ja, Herr — und dieß Bürgerthum wird Euch tragen, wie es alle Die getragen hat, die ihm vertrauten. O Herr, Eure Worte tönen so kaiserlich — es ist mir, als duftete mir aus Eurer Rede das heilige Salböl entgegen, das man auf Euer Haupt träufeln wird. Die Thore Eurer Städte nicht allein werden sich öffnen vor Euch, auch die Herzen der Menschen — all überall, wohin Ihr kommt, wohin die Boten Eures Willens gelangen! Die Münster, welche sich im schwäbischen Meere spiegeln, wird das Te Deum über Eure Wahl durchrollen, mit jauchzendem Zurufe des Volkes, und aus den Thürmen, die an den Ufern des Rheins und der Elbe stehen, wird voller Glockenklang den Wellenspiegel zittern machen beim Jubel, der durch alle Lande deutscher Nation hallen wird: es lebe Günther, der Frieden bringende gewaltige König des alten heiligen Reichs! —"

„Du vergißt das: ‚römischen!‘“ sagte Günther lächelnd über die Begeisterung des alten Mannes.

„Nun wohl“ — versetzte Freydank, „lehrt Ihr die Welt das vergessen!“

Der König streckte die Hand aus. Freydank küßte sie.

„Nicht so, alter Freund, nicht so. Ich wollte dir mit meinem Händedruck danken für die Gastlichkeit, die du dem Ritter Vogt von Greifenberg erwiesen, so lange er unerkannt in der Stadt sein wollen.“

„Sprecht nicht davon, königlicher Herr. Meine Schwelle ist geweiht durch Euren Eintritt. Man wird sie den Enkeln zeigen und sagen: über diese Schwelle ist König Günther von Schwarzburg geschritten!“

„Grüß' dein Kind, Freydank; ich werde ihr ein Andenken senden zum Dank für die Mühe, die sie mit ihres Vaters krankem Pflegling gehabt hat. Und nun, auf Wiedersehen! Kurt schreitet draußen neben den Pferden so ungeduldig auf und ab wie ein Edelknecht in der Nacht der Waffenwacht. Vergiß nicht, daß du am Hoflager des deutschen Königs einen Freund, den Schwarzburger, hast!“

Damit verließ Günther, von Freydank gefolgt, das Zimmer und das Haus, winkte Margarethe, die

herzugekommen um seinen Abschiedsgruß zu empfangen, lächelnd mit der Hand und stieg zu Pferde, um sich mit dem kleinen Gefolge, welches Kurt von Ketelhodt und ein reisiger Knecht bildeten, in das Lager vor der Stadt zurückzubegeben, wo seine Fürsten und Krieger ihn ungeduldig harrend erwarteten.

Viertes Kapitel.

Die Wahl.

Wenn ein Mensch durch seine innere Haltlosigkeit oder durch sein Schicksal sittlich verwildert, so ist der abschüssige Weg, auf dem er immer tiefer niedergleitet, selten ohne gewisse Anhaltspunkte, an welchen er, vom Bewußtsein seiner Lage überwältigt, bei sich selbst Einkehr hält und sich zu dem Versuche der Ermannung und Umkehr aufrafft. Den Anlaß zu solchen Stunden, wo sein guter, lange fern gescheuchter Genius ihm naht — aber nicht tröstend und erhebend, sondern um ihn mit dem bittern Gefühle seiner Lage zu erfüllen — den Anlaß bieten oft die geringfügigsten, zufälligsten Dinge: der leise Ton eines Liedes, das in seinen Kindertagen von ihm

gehört wurde und das wie eine geisterhafte Melodie an sein Ohr klingt und ihm die Erinnerung einer glücklicheren Zeit heraufruft; der ferne Hall einer Abendglocke, die über eine ruhende Landschaft den Segen Dessen läutet, dessen Auge über seinen Geschöpfen wacht; oder auch etwas ganz anderes, ein höhnisches Lächeln, eine verächtliche Miene, ein spöttisches Wort, in dem der Unglückliche mißtrauisch den Ausdruck einer Geringschätzung oder gar der Verachtung erblickt, in welche er bei Andern, in den Augen der Menge, bereits gesunken ist!

Es scheint, als ob es bei den Völkern eben so sein könne; als ob auch für sie, wenn sie in einem Prozeß der Entartung begriffen sind, Stunden kommen könnten, wo das bittre Gefühl ihrer Lage sich ihrer bemächtige und der Anlauf zu einer Erhebung genommen werde, die mit dem Ermannen des Einzelnen, welcher Einkehr in sich selber hält, auch das gemein hat, daß die guten Entschlüsse selten die Kraft nachhaltiger Dauer zeigen.

Das deutsche Volk war in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu einer wie es schien rasch der völligen Auflösung und dem unheilbaren Zerfall zueilenden politischen und sittlichen Entartung gekommen. Da begegnete es einem schroffen, unumwunde-

nen und durch nichts gemilderten Ausdruck der Verachtung, in welche es zusammt seinem höchsten und edelsten, kaiserlichen Vertreter gefallen: es wurde ihm gezeigt, wohin es mit ihm gekommen seit den Tagen, in welchen es wie eine Glanz- und Poesie-umstrahlte Verjüngung des stolzesten und mächtigsten Prinzips, das die Geschichte kennt, des Römerthums, die Welt zu beherrschen glaubte.

Jener Ausdruck der Verachtung ging vom obersten Hirten der Christenheit, vom geistigen Vater aller gläubigen Völker, aus.

Bisher hatte die päpstliche Gewalt dahin gerungen, mit der kaiserlichen eine Art Gleichgewicht zu halten — auf dem Prinzipe des Gleichgewichts der Gewalten, welches den modernen constitutionellen Staat tragen soll, beruhte schon das Ideal der christlichen Staatsordnung des Abendlandes, wie es die Menschen des Mittelalters in ihren Vorstellungen trugen. Dieß Ideal drücken alle Bilder, deren Gregor VII. sich bediente, aus, jene Bilder von dem geistlichen und dem weltlichen Schwert, von den himmlischen Lichtkörpern, von denen einer die eine, während der andere die andere Seite der Welt bestrahlt.

Den höheren Rang hatten jene großen und

erhabenen Träger der Tiare wie Gregor VII. und Innozens III. dabei in Anspruch; sie waren nichts anderes denn consequent, wenn sie für das geistige Prinzip den Vorrang über das weltliche forderten; aber sie hatten das: ‚gebt dem Kaiser was des Kaisers ist' nicht direkt angetastet — wenn auch ihre Deutung dessen, was denn eigentlich des Kaisers sei, zu harten und blutigen Reibungen führen mußte.

Ganz anders war dieß alles geworden, als die Päpste in Avignon residirten und besonders als des treulosen französischen Königs Philipp Gewalt sie bestrickte und beherrschte. In ihrem Verhältniß zur deutschen Nation und deren gekrönten Vertreter wurden sie die Werkzeuge einer nie ruhenden, ruchlosen Politik des französischen Hofes; und so kam es, daß Papst Clemens VII. endlich den deutschen Kaiser Ludwig den Bayer mit Füßen trat, aber zugleich des schwachen, unsäglich gedemüthigten Mannes Gesandten, die um Frieden zwischen Papst und Kaiser baten, fast weinend ins Ohr sagte, daß König Philipp ihm, dem Papst, wissen lassen, falls er sich aussöhne mit dem Kaiser, wolle er ihm ärger mitspielen als weiland Philipp der Schöne dem Papst Bonifazius VIII.

Einen Blick hinter die Coulissen der Politik des vierzehnten Jahrhunderts zu thun, war aber dem

Volke nicht vergönnt. Für dieses, ebenso für die großen Vasallen, deren Lehnsherr der Kaiser, für die Kurgenossen des Reichs, deren Erwählter er war, trat deßhalb die Thatsache in ihrer ganzen nackten Ungeheuerlichkeit hervor, daß der deutsche Kaiser, der oberste Schirmherr der Kirche, das geweihte Haupt der Christenheit, der höchste Träger des deutschen Namens, in Avignon mit Hohn und Schmach übergossen werde, obwohl er sich vor dem päpstlichen Throne bis in den Staub gedemüthigt hatte, obwohl er sich in Vorschriften gefügt hatte, deren Annahme der Papst so wenig erwartete, daß dieser selbst erstaunt ausrief: „Dieser Mensch ist vor lauter Angst und Schwäche irrsinnig." *) —

Für die deutsche Nation wurde diese Thatsache, was für den einzelnen auf dem Pfade des sittlichen Versinkens begriffenen Menschen der erste Ausdruck der Verachtung, auf den er stößt, werden muß, falls noch ein Rest des alten Ehrgefühls in ihm lebt.

---

*) Iste homo diffidentia est perplexus! — — Ecce, klagte Kaiser Ludwig vor den zu Rense versammelten Fürsten, ego humiliavi animam meam ut gratiam papalis benedictionis invenire possem. Sed heu nihil profeci. sed magis irrissioni, opprobrio et contemptui datus sum, quia me confusibiliter abjecerunt. —

Es wurde während des Zwistes Ludwigs des Bayern mit der Kurie in ganz Deutschland gefühlt, wohin es mit der Nation gekommen. Die Empfindung der Schmach war in den Herzen aller Bessern; man raffte sich auf zu energischer Erhebung. Die Fürsten traten zusammen zum Kurverein am Königsstuhl zu Rense, forderten entrüstet den Kaiser zur Rechenschaft für die Entwürdigung, worin durch ihn die deutsche Nation gesunken und beriethen über seine Entsetzung.

Dieser Gedanke der Kaiserentsetzung aber wurde begierig von der päpstlich-französischen Politik ergriffen. Sie betrachtete ja längst den deutschen Kaiser als infolge des päpstlichen Bannes entsetzt: hegten die deutschen Fürsten selbst den Entschluß, ihren Kaiser als wegen seiner Unmännlichkeit der Krone unwürdig fallen zu lassen, so war der rechte Augenblick da, ihm unter päpstlicher Autorität einen Nachfolger in einem Fürsten zu geben, der ein geschmeidiges Werkzeug, ein Vasall Avignons und noch mehr ein Knecht des französischen Königs sei. Der rechte Mann dazu war auch leicht gefunden. Der Markgraf Karl von Mähren war der Enkel des edlen Luxemburgers Heinrich VII., was ihn freilich schlecht zu empfehlen geeignet: aber er war der Sohn des blinden Böhmenkönigs Johann,

des alten Feindes des bayrischen Ludwig, des Königs Johann, der mit Leib und Seele Frankreichs war. Diesem Markgraf Karl die deutsche Krone zu verschaffen, schien nicht schwer. Man machte ja nicht mehr viel Federlesens mit dem deutschen Reiche. Die drei geistlichen Kurfürsten mußten den Weisungen aus Avignon gehorchen; der von Trier war ohnehin Johanns Oheim, und da der Kurfürst von Köln Gewissensskrupel zeigte, so wurden diese mit einer großen Summe Geldes beruhigt; und weil der Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, der alte Burßmann wie das Volk ihn nannte, unbeugsam dem Bayernkaiser anhing, wurde er entsetzt und der junge zwanzigjährige Graf Gerlach von Nassau an seiner Statt zu des Reichs-Erzkanzler ernannt. Nun war keine weitere Schwierigkeit da: Gerlach von Nassau, die zwei Erzbischöfe von Trier und Köln, König Johann von Böhmen und der Herzog von Sachsen — den man wohlfeiler hatte, als den Herrn von Köln, denn er war mit 2000 Mark gewonnen, während Köln sich 8000 zahlen ließ — wählten zu Rense am 11. Juli 1346 den jungen Luxemburger zum deutschen König.

Dieß ganze Gaukelspiel einer deutschen Kaiserwahl aber konnte das Gefühl der Entwürdigung in

der Nation nur steigern. Die Städte des Reichs verschloßen dem neuen König ihre Thore und das Volk erzählte sich mit schadenfrohem Hohn, daß bei der Wahlhandlung zu Rense den eidbrüchigen Vasallen die große Reichsfahne ins Wasser gefallen! — Deßhalb auch, als bald darauf der alte Kaiser Ludwig Todes verblichen, verlangte man laut eine ehrliche Neuwahl und nannte endlich den Grafen Günther von Schwarzburg als den würdigsten Mann für die Krone. —

Günther von Schwarzburg war der Ausdruck des sich aufraffenden Ehrgefühls der Nation: er war das Geschöpf des Aufflammens eines sich ermannenden Selbstgefühls: er war der persönlich gewordene Gedanke von der Hoheit und Würde des Reichs — der Gedanke, worin das Bewußtsein des Volkes sich selbst wiederfand. Seine Wahl war der Akt der sittlichen Einkehr der Nation bei sich selbst.

Günther von Schwarzburg war ein Mann, der durch seine Vergangenheit, seine Verhältnisse und seinen Charakter berufen war eine solche ideale Rolle zu spielen.

Seine Vergangenheit war die eines vorwurfslosen tapfern, hochgemutheten und edlen Ritters. Durch die Beschränktheit seiner Macht und seines

Besitzes war er nie in die Versuchung zu jener eigennützigen und versteckten Politik gerathen, von welcher die Beherrscher großer Staaten so oft sich nicht frei halten können, weil vorgefundene Verhältnisse, durch Erbschaft überlieferte und einmal zur Norm gewordene Prinzipien sie zwingen, in gewissen Bahnen, die einmal betreten sind, weiter zu wandeln. Dazu war er ein praktischer Mann, der wußte, was durch kluge Unterwerfung unter die beschränkenden Gesetze der Wirklichkeit zu erreichen sei; und durch Ordnung, Sparsamkeit und thätige Verwaltung seines Erbes war er reich geworden. —

Sein Charakter aber war lauter und rein wie Gold.

Diesem Charakter treu hatte er denen geantwortet, welche ihm nach Ludwigs des Bayern Tod die Krone angetragen. Ich will kein Gegenkaiser sein, hatte er sich gesagt; kein Werkzeug, welches die Söhne und Anhänger Ludwigs wider das ihnen verhaßte Haus der Luxemburger gebrauchen. Wenn ich die Krone nehme, mit dem festen Willen, mich ihr zu opfern, dann will ich wissen, daß sie mit unzweifelbarem Rechte unantastbar mein gehört! — Wählt mich nicht eher, sprach er deßhalb, als bis Ihr untersucht

habt, ob auch durch Ludwigs Tod die Krone wirklich erledigt ist, ob sie nicht etwa nach dem Rechte Karl von Mähren gehört; nicht eher, als bis von Euch untersucht ist, ob auch Die, welche mich wählen wollen, das Recht zur Wahl haben, ob sie echte Kurgenossen des Reiches sind. Auch nehme ich Euer Geschenk nur dann, wenn es offen und ehrlich, ohne Bestechung und Simonie, mir von der Mehrheit der Fürsten geboten wird.

Man konnte keine ehrlichere Sprache führen! Und was er verlangt, geschah. Der echte alte Erzbischof von Mainz schrieb als Erzkanzler des Reichs die Wahlversammlung nach Frankfurt aus: diese erklärte die Krone erledigt durch den Heimgang des letzten Kaisers, und die Stimmen von Mainz, Brandenburg, Pfalz und Sachsen-Lauenburg kürten auf dem Wahlfelde vor Frankfurt Günther von Schwarzburg zum römischen Könige — am 30. Januar des Jahres 1349, — nachdem die Versammlung nebst allen dazu gekommenen benachbarten Fürsten, Grafen und Herren darin übereingekommen, daß die gegenwärtigen vier Kurfürsten unzweifelhaft im Besitze des Wahlrechts seien. Alle Stadtthore waren, während der Verhandlungen draußen, geschlossen und vor jedem Hause brannte ein Licht. Nachdem die Wahl

von den Kurfürsten verkündet, überreichte jeder derselben dem Könige die Fahne mit dem Reichsadler. Das Volk jubelte laut sein: „Heil dem römischen Reiche!“ Kurmainz erließ sodann die Ausschreiben an die Reichsstädte, deren Mehrzahl sich rasch bereit erklärte, die Huldigung zu leisten.

Der erwählte König schickte sich an, seinen Einzug in die Stadt Frankfurt zu halten. Der Rath aber hielt seine Thore verschlossen. Es sei, schützten die Herrer von Frankfurt dabei zu ihrer Entschuldigung vor, ein altes Herkommen, daß bei strittiger Kaiser-Wahl sie keinem der Erwählten den Einzug zu verstatten brauchten, er habe denn vor der Stadt seinen Gegner sechs Wochen und drei Tage lang erwartet, um das Schwert entscheiden zu lassen, wem das Reich gebühre. Eine solche Behauptung war zu grundlos und widersinnig, als daß sie dem Rathe eingeräumt werden konnte. Man unterhandelte deßhalb; mehrere Tage vergingen; der Fürsten und des Königs Fußvolk ertrug während deß das Harren im Winterlager nicht; es verbrannte seine Zelte und ging auseinander; um den Verhandlungen ein Ende zu machen, begab sich Günther nun unter der Maske eines schlichten Ritters, und unter dem Vorwand, daß er sich des Raths des berühmten Medici Meister Frey-

danks von Heringen gebrauchen wolle, persönlich in die Stadt, und seine mündliche Zwiesprache mit den Herren vom Rathe schlichtete rasch alle Anstände.

Wie während des kurzen Aufenthalts in der Stadt König Günther Herberge nahm bei seinem alten Landsmann und Freunde, dem Meister Freydank, haben wir oben gesehen.

Es mußte Günther von Wichtigkeit scheinen, durch den Einzug in die Stadt, durch die kirchliche Weihe seiner Wahl und den feierlichen Akt der Reichslehen-Austheilung sich in den Besitz der kaiserlichen Gewalt zu setzen und den Organismus der Ausübung königlicher Herrschaft in Gang zu bringen, um so rasch wie möglich sich in Verfassung zu setzen, seinem rastlos thätigen und schlauen, durchtriebenen Gegner, dem Könige Karl die Spitze zu bieten. Hatte dieser doch nicht gesäumt, Günther sofort an der empfindlichsten Seite zu bedrohen, indem er sein Hoflager in Dresden aufgeschlagen und von hieraus des neuen Königs thüringische Nachbarn durch Unterhandlungen zu sich herüberzuziehen begonnen; und dabei war es dem listigen Luxemburger durch Versprechungen gelungen, König Günthers eigne Neffen, die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg, von der Seite ihres edlen Oheims fort und auf seine

eigene herüberzulocken... in der That, man thut dem neunzehnten Jahrhundert Unrecht, wenn man es ausschließlich das Zeitalter des pietät- und rücksichtlosen Egoismus nennt!

Fünftes Kapitel.

Eine Szene im Hause des Arztes.

Als König Günther von Schwarzburg sich vor dem Hause des Meisters Freydank auf seinen Rappen geschwungen hatte und von Karl von Ketelhodt, seinem getreuen Edelknecht, so wie den Reisigen gefolgt, davon ritt durch die bevölkerten Straßen, in denen man neugierig und überrascht aufblickte, wer der stattliche Rittersmann sei, der mit so gebietendem Anstand den hochwallenden Pfauenschmuck seines Helmes trug — da hatte Margaretha, des Arztes Töchterlein lange auf der Schwelle der Hausthüre gestanden und ihm nachgeschaut. Dann kehrte sie ins Haus zurück und mit elastischem Schritt flog sie die dunkle Stiege nach den Wohngemächern hinauf. Ihr ganzes Wesen war gehoben, ihr Gesicht von freudiger Bewegung geröthet, sie schien mehr zu schweben

denn zu gehen, als sie in das vorhin verlassene Wohnzimmer trat.

Erst der Anblick Simsons, der ebenfalls hierhin zurückgekommen war und nach seiner fortgeschleuderten Kurbel suchte, scheuchte auf einen Augenblick diesen strahlenden Ausdruck ihrer Mienen. Aber gleich darauf kehrte der Schimmer rosigster Heiterkeit darauf zurück, und schelmisch lachend sagte sie:

„Gelt, Vetter Simson, der kranke Herr, der da eben fortritt, hätte Euch beinahe weidlich fühlen lassen, wie's mit seinem Siechthum steht!"

„Und Ihr," antwortete Simson, mit untergeschlagenen Armen dicht vor Margarethe hintretend und sie mit einem Blicke anschauend, der nichts von seinem Funkeln und von seinem Grimm verloren hatte...... „und Ihr, Margaretha, hättet wohl Eure Freude daran gehabt, an dem rohen Stücklein, dem wüsten Streich — sagt's nur — darum leuchten Eure Wangen so rosig!"

„Nein, darum nicht, Simson — aber wie Ihr mich erschreckt mit Eurem bösen Gesicht — Gott der Herr, wer hätte das von Euch gedacht, daß Ihr so giftig aussehen könnt — pfui, Simson! Und das heute — heute gerade — Mensch, Vetter, kluger, weiser Simson, ahnt, merkt Ihr denn nichts?!"

„O nur zu viel!“ antwortete Simson mit unsäglichem Hohn.

Margaretha lachte laut.

„Thor, der Ihr seid — nichts, nichts ahnt er — und ist doch so klug, so gescheidt, so studirt in aller Wissenschaft, daß es nicht Platz unter seinem blonden Haare hat und ihm aus den Augen herausfunkelt — Simson, gebt Acht, was ich sage — aber da, nehmt erst den Stuhl dort und haltet Euch an der Lehne fest, recht fest, hört Ihr“ . . .

„Wozu?“

„Ei, damit Ihr mir nicht auf den Rücken fallt vor Verwunderung — dazu! D'rum faßt nur an, und nun hört: Der da — der eben ging . . . .“

„Der Vogt von Greifenberg, wie er sich nennt. —“

„Ja wohl, wie er sich nennt,“ fiel Margaretha ein — „der ist — nun rathet nur einmal, wer er ist?“

„Als ob ich Lust dazu hätte, mir seinetwegen Kopfbrechens zu machen!“ fuhr Simson heraus. „Bei Euch freilich, da ist der Ritter Vogt das Eins und Alles, um was Eure Gedanken sich drehen und über Andres werde ich wohl heute nicht mehr von Euch hören!“

„Nein, Simson, von Andrem keine Sylbe —

weder heut, noch morgen, noch auch — denkt Euch — übermorgen! Ja, ich bürge Euch nicht dafür, daß es am Tage nach Uebermorgen um eine Haaresbreite besser mit mir steht!"

„Und das wagt Ihr mir zu sagen, mir?"

„Aber, Simson, weßhalb nicht?" fragte Margaretha laut lachend; „weßhalb um Gotteswillen nicht? Denn hört doch nur — der Ritter Vogt — habt Ihr den Stuhl gefaßt — ist Niemand anders als Günther von Schwarzburg, der erwählte neue deutsche König!"

Simson trat bei dieser Mittheilung wie betroffen einen Schritt zurück. Aber der Ausdruck seiner Züge veränderte sich nicht: sie blieben so bleich, so gespannt in allen Muskeln wie sie gewesen waren.

„König Günther," jubelte Margaretha — „des ganzen großen heiligen Reiches Herr — Ihr werdet ihn morgen einziehen sehen — die Rennfahne wird vor ihm wehen, sie werden ihn auf den Altar des Domes erhöhen, sie werden Weihrauch vor ihm opfern wie vor einem Gott, die Bischöfe werden ihn salben und krönen und alles Volk wird rufen: Heil, Heil dem großen Kaiser! — Mein Gott, mir wird das Herz dabei zerspringen vor innerem Jubel! Und Ihr, Simson — Ihr steht noch immer kalt, bleich, mit

Eurem bösen Blicke vor mir, als ob das alles Euch nichts anginge — ist es denn möglich! Kann ein Mensch so gottverlassen, so ruchlos ruhig sein?"

„Ich bin nicht ruhig, Margaretha," sagte Simson, und der zitternde leise Ton, womit er es sagte, bewies, daß er die Wahrheit sprach — „wie sollte ich auch ruhig sein in einer Stunde, welche mir eine Kluft zwischen Euch und mir zeigt, über die hinüber ich nicht mehr Weg noch Steg finde."

„O so bleibt jenseits," antwortete spöttisch Margaretha.

„Was ist Euch dieser . . . . . dieser König, wie Ihr ihn nennt?" . . . .

„Nun, wäre er's etwa nicht?!" rief Margaretha mit zornigem Erröthen aus.

„Es ist eben noch ein Anderer da, der's auch von sich behauptet, hab' ich mir sagen lassen," antwortete Simson. „Ist's nun der Eine, ist's der Andre, oder ist's keiner von Beiden — Ihr könnt das nicht entscheiden und mich kümmert's so wenig, daß ich mir die Mühe spare, mir darüber den Kopf zu zerbrechen" . . . .

Das war zuviel für Margarethens Geduld, für ihren politischen Enthusiasmus; mit einem Eifer, der für einen kalten Zuschauer etwas Komisches hätte

haben müssen, stürzte sie sich in den Kampf für ihren bewunderten thüringischen Helden.

„Was, Simson — was,“ rief sie aus — „das sollte ich, das sollte nicht jedes Kind entscheiden können? Der armselige Mann, den sein blinder Papa, sein Großohm, dann ein junger bartloser Bub, der Nassauer, und zwei mit schändlichem Geld bestochene Fürsten dazumal in Rense zum König gekürt haben, als ob's in einem Puppenspiele sei; um den der Papst den Ablaß hat wohlfeil machen müssen, denn jeder, der ihm anhing, hat der Legat ausrufen lassen, sollte ihn für einen Gulden haben — den Ablaß, heißt das, nicht den König, der wäre mit einem Gulden noch zu theuer gekauft . . . . der sollte ein deutscher Kaiser sein? Ja, ein Pfaffenkaiser ist er, so hat ihn der alte Herr aus Bayern schon getauft und hat ihn gesucht, ohne ihn finden zu können — in Frankreich ist er gewesen und hat Söldnerdienste für den welschen König Philipp gethan und dafür haben ihm die Engländer bei Crecy die Glieder lahm geschlagen; oder im Reich ist er umhergefahren wie ein Ueberall und Nirgends, den das schlechte Gewissen umhertreibt — wißt Ihr denn nicht, wie er als Kaufmann verkleidet gen Trient gekommen? — Es war letzte Ostern, und am Morgen, da sind die Bürgersleute in die

Messe gegangen, und als sie aufschauen, ei sieh da, da sitzt ein Herrlein im Chor, das hat sich den Kaiserornat umgethan, als wär's Fasching und nicht Ostern — der also sag' ich, sollte ein deutscher Kaiser sein?!" —

„Mir so lieb, wie der Andre — und Euch so verhaßt — nun, weil der Andre Euch verliebt in die Augen geblickt und mit schönen kosenden Worten Euch in die Wangen gekniffen hat ... und ich soll nun noch einstimmen in den Jubel — wahrhaftig, Margaretha, es ist viel, was mir heute hier geboten wird!"

„Wenn ich nun sagte, Ihr seid bloß gegen König Günthers Recht," lachte Margaretha auf, „weil er Euch hat durch das Fenster dort — das Fliegen lehren wollen! Da seht Ihr aber gerade dran, welch ein Herr es ist: der Bursche da, hat er sich gesagt, ist so aus lauter sittsamer Vernünftigkeit und Ernst und Phlegma gebacken, daß wir ihn etwas in Schwung bringen wollen — lehrt ihn einmal die lahmen Flügel seiner Seele gebrauchen, mein guter Edelknecht Kurt, unter Günthers Herrschaft sollen auch solche Leute in Bewegung kommen, daß sie selbst nicht wissen wie!" Und sie schlug in kindischer Fröhlichkeit über ihren Scherz eine helle Lache auf.

„Margreth," antwortete Simson, und seine

Stimme war noch zitternder, sein Ton noch leiser, sein Blick noch stechender geworden, als er gewesen: „Margareth, Ihr habt mir eben etwas verkündet, was ich in der That nicht ahnte: laßt mich dafür etwas Andres Euch sagen, was Ihr nicht zu ahnen scheint — damit Klarheit werde zwischen uns und Frieden oder Krieg! Du bist bestimmt, mein Weib zu werden!"

„Ich?! Euer Weib?"

„Unsre Väter haben es also besprochen — als der meine auf dem Sterbebette lag."

„Unsre Väter!" rief Margaretha aus, während ihr Freude und Uebermuth strahlendes Gesicht jetzt plötzlich etwas von der Bläße und Starrheit mitbekommen zu haben schien, welche so lange schon auf Simsons Zügen gelegen. — „Unsre Väter — als wir Kinder waren! Gott, das ist eine lange Zeit! Seitdem bin ich groß und Ihr ein Mann geworden, der anders denkt, anders ist, anders fühlt als ich. Nein, Simson, das schlagt Euch kühnlich aus dem Sinn! Eher in den Main gesprungen, als Euch, mein Herr Vetter!"

„Margaretha — bedenke, was Du sagst! Spiele nicht mit einem Menschenleben. In dem Gedanken, daß Du mein Weib werdest, hab' ich gelebt bis heute.

Kein andres Leben kann ich mir denken. Ich bin mit Dir, so zu sagen, aufgewachsen; ich habe Dich gesehen alle Tage seit so viel Jahren; ich habe Dich in meinen Träumen nicht verlassen: kurz, es ist kein Gedanke an ein andres Leben in mir aufgestiegen als ein Leben in diesem Hause, mit Dir! Und darum hab' ich Deines Vaters unritterliches Handwerk auf mich genommen: ich habe seine Pflaster geschmiert und seine Kräuter getrocknet; ich habe bei Nacht in ödem Steingeklüft ihm Wurzeln gesucht und bin bei Mondschein unterm Galgen umhergekrochen, um sie zu finden — es war ein gräulich Geschäft — aber ich dachte an Dich! Statt solche Dinge zu treiben, hätte ich wie ein Edelknecht aus dem Stegreif leben können, in Saus und Braus, mit lustigen Kumpanen; ich hätte mir einen eben so hohen Strauß von Pfauenfedern auf den Turnierhelm pflanzen können, wie Dein Günther da, und dann in den Stechbahnen zu Glimpf und Schimpf mich herumschlagen; aber ich habe statt dessen über den Büchern gehockt und preßhaftem Volk Geschwüre aufgestochen, statt mit der Ritterlanze Wunden zu stechen — alles um Deinetwillen, Margarethe, alles um der Zukunft willen, die mir vergelten sollte, was ich litt und opferte — und

die mir es noch soll — bei Gott, ich will Den sehen, der Dich mir streitig macht!"

Und bei diesem Worte hob Simson die geballten Fäuste auf und ein krampfhaftes Bewegen aller seiner Muskeln, das seine ganze Gestalt erschütterte, verrieth die furchtbare Aufregung, in welche die sonst so ruhig und kalt erscheinende Natur des jungen Mannes gerathen war. Wie er so dräuend, die Fäuste ballend da stand, war es, als ob er in allen Fasern seines Körpers das Verlangen nach einem Feind, nach einem Ding, das er zerschmettern könne, gefühlt hätte.

Margaretha empfand bei diesem Anblick, der ihr plötzlich in dem stillen Vetter ein so ganz andres Geschöpf zeigte, als sie je in ihm geahnt, ein vollständiges Entsetzen.

„Simson," sagte sie tief aufathmend vor Angst — „meine Hand soll eher verdorren, als ich sie in die Eure lege — ich würde fürchten, Ihr erdrosseltet mich in der nächsten Stunde, so schrecklich seid Ihr!"

„Mein gehörst Du, Mädchen!" rief Simson sich mit eisernem Griff ihres Armes bemächtigend aus, „mein sollst Du sein!"

Margaretha versuchte sich in Todesangst von dem wüthenden Menschen los zu reißen; es gelang ihr nicht und ihre weinende Stimme:

„Ich befehle Euch, mich zu lassen — ich mag, ich will Euch nicht, ich hasse Euch, Ihr wüster Gesell, ich verabscheue Euch“ . . . .

drang so hell und laut durch das Haus, daß plötzlich Meister Freydank von Heringen hereinstürzte, an dessen Ohr der Angstruf seiner Tochter geschlagen und der mit erschrockenen Zügen zwischen sein Kind und Simson trat.

„O Gott,“ sagte Margaretha tief aufathmend und sich an den Arzt anklammernd — „der Simson ist entsetzlich heute — schafft mir den Menschen fort“....

„Sagt's selber,“ rief Simson dazwischen, „ist sie mein, hab' ich ein Recht auf sie oder nicht?! Laßt sie's hören, das launenhafte, querköpfige Geschöpf“....

„Elender!“ fuhr Freydank dazwischen — „Du sprichst von Rechten — Du willst ein Recht haben, mein Kind zu mißhandeln — ist der böse Feind in Dich gefahren? Wärst Du nicht aus meinem eigenen Blut, wahrhaftig, ... aber laß Dir's vergehen, das Mädchen zu erschrecken, ich rath' es Dir — sie ist mein gutes Kind und,“ sagte der alte Arzt, das Haupt seiner Tochter zärtlich an seine Brust drückend, „sie soll ihr Herz verschenken, wem sie will!“

„So steht's,“ rief Simson, jetzt völlig seiner nicht mehr mächtig aus, „so steht's und das ist mein

Dank? O Schmach über Deinen weißen Bart und Deine kahle Glatze, alter Narr. Streichle lächelnd Deine mißrathene Dirne, die Schmach und Schande über Deine alten Tage bringt und im Männerwamms ihrem Buhlen nachlaufen will! Ja, schau nur drein, als seist Du verwundert über die Ehre, so Dir geschehen soll . . . . ich begehre nicht danach, ich verfluche Euch und ihn, und ins Angesicht möcht' ich ihm speien, ihm fluchen wie ein Bannspruch und eine Vehm-Acht flucht, daß sein Gebein verdorre und sein Leib die Raben füttere — Dir aber, alter Thor, soll man eine Neidstange mit einem Pferdeschädel drauf vor die Thüre setzen: unter Deine Schwelle soll man Herenkraut graben, daß Du stolperst und fällst, so oft Du sie überschreitest . . . ."

„Bube," sagte Freydank, indem die äußerste Verwunderung über dieses Gebahren seines sonst so folgsamen Schülers bisher noch das Aufwallen des Zornes unterdrückt hatte, jetzt aber der letztere mächtig aufkochte — „Bube, so Du nicht augenblicklich mein Haus verläßst — bei Gott, ich bin noch Manns genug, solche Frechheit zu züchtigen . . . ."

„Oho," lachte Simson höhnisch auf — „ich gehe schon! Daß Ihr auch noch die Demüthigung erlebt, zu sehen, wie viel Eure alternden Knochen mit einem

rostigen Gewaffen auszurichten vermögen, verlang' ich nicht. Gehabt Euch wohl, Meister Freydank — gehabt Euch wohl — wir werden hoffentlich von einander hören! Grüß Gott — behüt' Euch Gott, Griedel!"

Damit schritt er, das Gesicht von einem Lachen verzerrt, als ob nicht mehr ein Mensch, sondern ein wildes Thier daraus hervorblickte, zum Gemache hinaus.

„Stehen uns die vierzehn heiligen Nothhelfer bei! Was ist in den Simson gefahren!" rief Freydank jetzt aus.

Margrethe theilte in abgebrochener Erzählung, so gut sie in ihrer Erregung und ihrem Schrecken es vermochte, ihrem Vater Alles mit, was zwischen ihnen vorgefallen.

„Wer hätte das gedacht!" — sagte der Arzt. „Der Bube hat ein schlechtes niedriges Gemüth; der Teufel der Eifersucht ist in ihn gefahren, weil er sich Deine fröhliche Begeisterung für einen Mann wie König Günther nicht zu erklären vermag als aus gemeinen Gründen! So scheiden zu müssen von einem Menschen, den ich lange als einen Sohn betrachtete! das ist ein bittrer Tropfen in die Freude dieser Tage!"

Freydank ging mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Margaretha warf

sich auf den Sessel, den sie vorher in so kindlicher Heiterkeit zum Scherz herbeigezogen hatte. Sie trug ein Gefühl in sich wie das einer tiefen Demüthigung.

„Das erleben zu müssen,“ sagte sie sich. „Es ist mir zu Muthe, als müßt' ich mich ob irgend einer Schmach, die mir wiederfahren, vor der Welt Augen verbergen . . . habe ich denn eine Sünde begangen, wenn ein Bube einen Stein nach mir wirft? Habe ich denn eine Schuld . . . . und doch, das Herz ist mir so schwer, als hätte ich eine!“ — —

In seiner Kammer im obern Stockwerk des Hauses aber stürmte Simson wie ein Besessener umher; er riß Läden und Schreine auf, schleuderte ihren Inhalt wild auf einen Haufen in der Mitte des Zimmers und begann dann Alles zusammenzupacken und zu schnüren, als drohe ihm der Tod, falls er noch eine Stunde länger unter diesem Dache weile, das ihn so lange beschützt hatte!

Sechstes Kapitel.

König Günther.

Die Stadt Frankfurt war in festlicher Bewegung; ein heller sonniger Wintertag war zum Ein-

zuge des Königs bestimmt und vom frühesten Morgen an Alles, was bei dieser Feierlichkeit eine Rolle zu spielen hatte, in Thätigkeit, sich aufs beste dazu zu rüsten. Die Zünfte hatten ihre Brustharnische und ihre Gleven hervorgesucht, um sich zu wappnen; die Frauen schmückten die Häuserfronten mit grünen Tannenzweigen; der Winter hatte ja alles andre grüne Laub in den Wäldern abgestreift und so blieb denn nur die Tanne, der heilige Weihnachtsbaum bei diesem Feste der Bescheerung für das heilige römische Reich deutscher Nation übrig.

Von dem Wahlfelde, das westlich von der Stadt, nach Mainz hinaus, lag, durch das Gallusthor bewegte sich der Zug. Zu Pferde hielten vor dem Thore der Rath und die Bürgermeister, an weißen Stäben die Schlüssel der Stadt tragend, um sie dem Könige zu überreichen. Zugleich begrüßten ihn mit frommen Gesängen der Klerus und die Mönche, vor allen zahlreich die Minoriten, jene klösterliche Genossenschaft, welche in der Kirche selbst eine Art Opposition zu bilden begonnen hatte, und Kaiser Ludwigs treue Anhänger wider die neuen Theorien über päpstliche und kaiserliche Gewalt, so in Avignon aufgestellt, gewesen waren. Die Schüler mit grünen Kränzen im Haar schaarten sich um gold- und

silberglänzende Schreine mit kostbaren Reliquien aus den Hauptkirchen der Stadt, worunter das Haupt Sankt Bartholomäi des Apostels. Unter dem Thore ergriffen die zwei ältesten Rathsherren in voller Waffenrüstung die Zügel vom Rosse König Günthers, und führten es; vier andre trugen den Baldachin von Goldstoff über ihm. Vor ihm ritten die Fürsten: der Herzog von Sachsen-Lauenburg, mit dem Schwert als Marschalk des Reichs; die Pfalz-Grafen Ruprecht und Rudolph; der Markgraf von Brandenburg, Ludwig, des verstorbenen Kaisers Ludwig des Bayern ältester Sohn; dann Kur-Mainz, der vom Papst entsetzte Erzbischof, Herr Heinrich von Virneburg, der wackre alte Herr, dessen rothglühendes Antlitz seine Dankbarkeit für das edle Gewächs, mit dem der Himmel ihm sein schönes Rheingau gesegnet, verrieth; *) daneben, vor Allen hoch und gebietend, sein „Provisor," Herr Kuno von Falkenstein, der merkwürdige streitbare Mann, welcher der kräftigste und heldenmüthigste Typus jener großen kriegerischen Fürsten der Kirche

*) „Und hieße darum Burßmann, daß er gern trank," sagt die limburger Chronik, ohne diese Erklärung näher zu erklären. Nach Andern wurde er so wegen seiner immer leeren Börse vom Volk genannt.

war, die in ihrem Hirtenamt weniger die Aufgabe, ihre Lämmer zu weiden, als die, sich mit den Wölfen, die sie bedrohten, zu raufen, erblickten; jener Erzbischof Kuno, der eine Zeitlang alle drei geistlichen Kurthümer am Rhein zumal beherrschte und des alten Virneburgers Gewalt mit seinem gefürchteten Schwert aufrecht erhielt, mochte auch zehnmal der Papst diesen abgesetzt haben, weil er in Treuen fortgefahren war, als seinen Herrn zu ehren „peccatorem istum Bavarum, et per consequens diabolum, cujus est Bavarus membrum,“ wie der Papst sich in der Urkunde ausdrückte, worin er Gerlach von Nassau das Erzbisthum Mainz übertrug. Hinter den Fürsten und unmittelbar vor dem König wurde die große Reichs- oder Rennfahne getragen, das kaiserliche Banner, das einst den Erzengel Michael, den Drachentödter, zeigte und, nachdem es so der deutschen Bärenhäutigkeit für alle Zeiten ihren Spottnamen gegeben, dann später den Adler als das deutsche Reichswappen aufnahm; dazumal noch seinem Vorfahren, dem römischen Legionenadler, ähnlicher, denn noch hatte man kein Ungeheuer mit zwei Köpfen daraus gemacht.

Als König Günther am Thore begrüßt worden, entfaltete sich in neuer Ordnung die ganze Pracht des Zuges, der jetzt unabsehbar wurde, wie er unter

dem rollenden Klange aller Glocken, in den sich der Lärm von Zinken, Kesseltrommeln, Geigen und Pfeifenspiel mischte, in die engen Straßen der Stadt flutete. Der Reichsvogt, der in des Königs Namen den Blutbann in der Stadt übte, mit seinen gewappneten Leuten, der Rath, begleitet vom langen Schwarm der Stadtknechte, die Clerisei, hatten sich jetzt in seine Reihen gestellt und eröffneten ihn, während dem Könige, den Wahlfürsten, dem Gefolge von Fürsten, Grafen und Herren, mit ihrem unabsehbaren Trosse an Edelknechten, Herolden, Wäpelingen, Banner- und Waffenträgern, Reisigen, Dienern, Pferdeknechten, Handpferden, zuletzt die langen Schaaren der gewappneten Zünfte folgten. Die übrigen Einwohner, die Frauen und Jungfrauen vorab, bildeten dicht gedrängt das ununterbrochene Spalier, durch das in langsamer Fortbewegung die endlose Schlange aller dieser Menschen sich voran wand.

Es war ein Anblick, der vollständig etwas Blendendes, ja Betäubendes hatte. Von dem Glanz und dem Wettstreit zwischen Abenteuerlichkeit der Formen und greller Buntheit der Farben, welche solche Schaugepränge des Mittelalters aufwiesen, machen wir uns heute keine Vorstellung mehr. Solch ein festlich gewappneter und von allen seinen Helmkleinoden, Waffen,

flatternden Fähnlein und Federn und Zierrathen umgebener Ritter, hochthronend auf eisengepanzertem, die kostbaren Decken auf dem Boden nachschleppendem Roß, bildete eine Erscheinung, welche so bizarr phantastisch war, daß es nichts Abenteuerlicheres geben konnte — es wäre denn eben eine solche unabsehbare Masse dieser phantastischen Gestalten neben einander. Eine wilde regellose Phantasie schien wirklich hier gewaltet zu haben, die aus den hellstrahlenden Stahl- und Silberharnischen der Einen hervorblitzte, mit den Purpur- und Scharlach- und Goldtuch- und Pelzgewändern der Andern spielte, dem Einen wunderbare Thierformen und Fabelgestalten, dem Andern die abenteuerlichsten Sträuße und Büsche von mächtigen Pfauen- und Straußfedern so hoch auf das Haupt gethürmt hatte, daß es gar nicht mehr zu erkennen war, wo denn der eigentliche Mensch unter all dem Geschmuck und Zimier- und Kleinodienwirrwar zu suchen sei.

Daß ein solches Entfalten von Macht und Glanz die Menge blendete, daß alles in dieser Feier die Inauguration der langen segensreichen regeneratorischen Herrschaft einer neuen, die alte Schmach erdrückenden und mit einer erlösenden Mission gekommenen Gewalt erblickte — daß Alles sich bis zur Betäubung in dem

Ruf: Heil dem König Günther! ausjubelte, braucht nicht geschildert zu werden. Auf die kindlicheren Gemüther jener Zeit machte ja ein solches Schauspiel einen Eindruck, als ob es nicht bloß eine symbolische, sondern als ob es durch und für sich selbst eine Bedeutung habe, als ob es etwas vom Charakter eines religiösen Akts in sich trage. Wir fassen das heut zu Tage freilich nicht mehr und indem wir mit gewissenhaftem Hang zur Analyse hinter dem Schaugepränge den Kern suchen, haben wir für dasselbe nur das mitleidige Lächeln, das uns der Theaterprunk ablockt. Nur die völlige Monotonie militärischer Schauspiele, welche dem Symbolisiren jeglicher Idee entsagt haben — es sei denn der, daß der Plural die Welt regiert — imponirt noch in eigenthümlicher Weise einer Zeit, welche den Ideen abhold ist. Wenn nur die Verachtung für derartigen Festprunk und Alles, was Förmlichkeit ist, nicht mit dem ersterbenden Sinn für die Form zusammenhinge und die Form nur nicht der einzige Weg wäre, auf welchem unsren Sinnen das Schöne entgegentreten kann! — —

Der königliche Zug bewegte sich über den Roßmarkt, dann durch ein enges Straßengewirr dem Dome zu. Als er vor dem Portale desselben angelangt war, schwang der König und all sein Gefolge sich

aus dem Sattel. Günther war so bewegt von dem Eindruck dieser Stunde, daß er seinen Freund, den Markgrafen von Brandenburg, umarmte.

„Daß ich diesen Tag erleben mußte, Markgraf Ludwig!“ sagte er — und dann seine Blicke auf den Kreis der Fürsten, der sich um ihn geschaart hatte, richtend, fuhr er stolz sich aufrichtend fort:

„So ließ uns Gott einziehen in die alte Wahlstadt des Reichs, zu dem Euer freier Wille uns berufen und gekürt — was könnt' ich Euch anders sagen in diesem Augenblick, als wovon mein Herz überströmt, der feste Entschluß nach der Erfüllung all der Hoffnungen, die Ihr auf mich setzt, zu streben, mit allem Eifer des Gemüths, und aller Stetigkeit treuer Gedanken! Ihr habt uns gewählt — aber zu Eueren Stimmen müssen noch andere kommen, um einen wahren und echten König zu machen. Die Kraft, die Gerechtigkeit, die Milde, die Besonnenheit müssen in des Königs eigenem Herzen als die fürstlichen Tugenden sich versammeln und ihm die Kur geben zu einem würdigen und getreuen Nachfolger Karols, des großen Kaisers; sie müssen es sein, die in seiner eigenen Brust ihn rufen in die höchste Würde auf Erden; sie müssen ihn würdig machen, daß ihn der Hauch Gottes anwehe, als die wahre kaiserliche Salbung.

Wir haben demüthig unser Herz erforscht: ob auch die Kraft kommen würde, uns das Schwert in die Hand zu geben, die Gerechtigkeit, uns den Szepter auszuliefern; ob uns die Milde die Krone aufs Haupt drücken und die Besonnenheit unsrer Hand das Siegel werde anvertrauen! Gott, hoffen wir, wird sie uns senden und ihre verheißenden Stimmen haben wir in uns zu vernehmen geglaubt. Und so" — fuhr der König, das Schwert aus den Händen des Herzogs von Sachsen nehmend, fort, „so nehme ich dieses Schwert in meine Hand. Es ist nur eine Sonne unter den Sternen am Himmel, nur ein Kaiser unter den Fürsten auf Erden. Von der Sonne nehme ich, Niemandes auf Erden Vasall, er sei auch wer er sei, er schütze Rechte vor, welche er wolle — von der Sonne das Reich zu Lehen, und auf dieß Schwert des großen Karl leiste ich vor allem Volke den römischen Königseid, daß ich will sein allezeit ein Mehrer des Reiches, ein Schirmherr der Kirche, und ein gerechter Richter des Volkes."

Bei diesen Worten, deren politische Tragweite jedem der Hörer verständlich war, führte der König nach allen vier Weltgegenden einen Hieb mit dem Schwerte in die Luft, das Sonnenlehn zu nehmen, mit dessen Einführung er gegen Ansprüche protesti-

ren wollte, deren Vertheidiger seinen Vorgänger, Kaiser Ludwig, in die Grube gebracht hatten.

„Mit diesem meinem Worte,“ setzte Günther dann hinzu, nachdem der ausbrechende Jubel rund um ihn her sich beschwichtigt hatte — „mit diesem meinem Worte habe ich, ich weiß es, einen Fehderuf ausgerufen über die deutsche Nation: meine Worte werden durch die Lande des Reichs und in die Ferne getragen werden wie ebenso viele Feuerkreuze, die zum Kriege aufmahnen, wohin man sie bringt. Aber ich werde fest stehen auf dem Königsschilde, den die starken Schultern Euerer Treue tragen!“

„Und sie werden nicht wanken, noch ermüden, Herr!“ rief hier der Erzbischof von Mainz mit tiefer Bewegung aus.

„Und ich,“ fiel der Markgraf von Brandenburg ein, „wie ich Euch die Reichskleinode meines kaiserlichen Vaters, Herrn Ludwigs zu überliefern habe, so will ich an Euch dahingeben die Treue meines Herzens und die Kraft meines Armes: Ihr sollt sie echt und gediegen finden, König Günther, wie das Gold der Kleinode!“

Pfalzgraf Rudolph suchte nach einer ähnlichen Versicherung und schien im Augenblick mit einem geziemenden Spruch nicht zurecht kommen zu können; König Günther

überhob ihn der Mühe, nach Worten zu suchen, welche ihm in diesem Momente nicht sein Herz eingab.

„Ins Münster jetzt,“ sagte er, und während alles Volk mit seinem: Heil, König Günther! Heil dem römischen Reiche! die Lüfte erschütterte, drängte sich der Zug in das Innere der weiten festlich geschmückten Hallen.

Hier war es Erzbischof Heinrich von Virneburg, der den König auf den Altar hob und Graf Günther von Schwarzburg vor allem Volke als erwählten deutschen König ausrief.

Nachdem dieß geschehen, ertheilte Günther von seinem im Chore errichteten Thronsitz aus den Fürsten die großen Fahnenlehn des Reiches. —

Aber der größte Theil der unübersehbaren Schaaren Volkes, welche sich um den Zug gedrängt hatten, mußte darauf verzichten, Augenzeuge dieses feierlichen Aktes zu werden. Kaum daß alle Theilnehmer des Zuges selbst vermochten, in den Hallen des Bartholomäus-Domes Platz zu gewinnen — ein bedeutender Bruchtheil des Trosses der Fürsten wenigstens sah sich ausgeschlossen von dem Inneren der Kirche.

Unter denen, welchen das Loos, draußen bleiben zu müssen, geworden war, befanden sich zwei auffallende und eigenthümliche Gestalten. Einer von ihnen war ein

athletischer baumlanger Gesell, der Andere um einen halben Kopf kleiner als sein Gefährte, aber die gedrungene muskulöse Gestalt mit dem schwarzen Kopf auf dem herkulisch dicken Halse verrieth eine Kraft, welche der seines hochgewachsenen Nebenmannes wenig nachgab. Beide waren in ritterlicher Tracht, die aber von Wetter und Wind und langem Gebrauche grade so abgenutzt und derbe mitgenommen schien, wie ihre gebräunten, von Narben gezeichneten Gesichter. Diese beiden Ehrenmänner, die durch ihre geflickte Erscheinung im Walde oder auf freiem Blachfeld einem ihnen begegnenden, werthvolle Kaufmannsgüter auf seinem Gefähr geleitenden Kärrner schwerlich das Gefühl einer angenehmen Ueberraschung bereitet hätten, zählten zu einer Menschenklasse, welche wesentlich in das bunte Gewirre des mittelaltrigen Lebens gehörte. Sie waren guten ritterlichen Herkommens, aber aus jener Ritterschaft, von deren trübseliger Lebenslage und Elend es gar nicht möglich ist, sich ein Bild zu machen, welches zu grelle und übertriebene Farben trüge. Es war ein Adel, der das nachwachsende Geschlecht seiner Sprossen im Pferdestall schlafen ließ, es ärger striegelte, als es den Rossen geschah, und es mit Hunger und Prügeln zu fermen Reutern und unermüdlichen Stegreifgesellen aufzog, welche ihr gefürchtetes Handwerk mit desto frischerem

Muthe trieben, weil der Galgen und das Schwert, womit Fürsten und Reichsstädte sie bedrohten, ihnen kein anderes Schreckbild entgegenhalten konnten, als das etwas beschleunigte Ende eines wahren Hundelebens. Unsre beiden Edelknechte jedoch bildeten eine eigene Abart dieses freisamen Junkerthums. Sie waren nämlich ein Paar geübte Turnierfechter. Seitdem der Bürgerstand sich alle früher dem Adel vorbehaltene Waffengeübtheit zueigen gemacht hatte, seitdem Gilden und Genossenschaften in ihren Gesellenstechen thaten, was früher nur die Ritterschaft in ihren Turnieren gethan, waren in den Städten Waffenspiele und Fechtübungen so beliebt geworden, daß privilegirte Fechtergesellschaften und Fechtschulen einer Zeit, wo sich alles in Korporationen und Gesellschaften gliederte, bald nicht mehr fehlen konnten. Diese Gesellschaften, wie die Brüderschaft von St. Marcus vom Löwenberg oder die „Marxbrüder" zu Frankfurt, die „Federfechter" zu Prag, die „Lurbrüder" sandten ihre Genossen wandern durchs Reich, um sich einander in Schaugefechten zu messen, und dadurch oder durch Unterrichtgeben in der Waffenführung Lebensunterhalt zu suchen. Solcher Klopffechter gab es jedoch nicht allein unter den Bürgern; auch Leute von adelichem Herkommen trieben solch ein Gewerbe, nur daß sie sich so viel

möglich darauf beschränkten, an fürstlichen Höfen oder in angestellten Turnieren ihre Künste zu zeigen.

Diesem Lebensberufe gehörten auch die zwei Männer an, welche wir eben unter der sich allmälig verlaufenden Menge derer erblickt haben, die sich durch das Gedränge vom Eintritt in den Dom ausgeschlossen sahen.

„Die Pest über das grobe Volk!“ sagte der kleinere von diesen beiden Junkern, in dem Augenblick, wo er es aufgab, sich weiter vorwärts in dem gepreßten Menschenknäuel vor der Dompforte zu drängen.

„Nun, was verschlägt's uns,“ brummte der Lange — „wir sehen uns das nächste Schönbartlaufen dafür an.“

„Du kommst mit einem Spaß über jeden Aerger fort; mich aber wurmt's — ich glaub', es ist das adliche Blut in mir, das kollert, wenn ich von irgend einem Ding ausgeschlossen werde.“

„Und ich ärgere mich nur, wenn ich eingeschlossen werde,“ sagte kaustisch der Lange — „so verschiedene Gemüther gibt's!“

Der Kleinere lachte.

„Auch wahr!“ versetzte er. „Aber sieh, der Haufe verläuft sich; wir können noch einmal einen Versuch

machen, zu sehen, wie die Fahnenlehn ausgetheilt werden.

„Glaubst Du, daß Du für Dein kollerig adlich Blut eine mitbekommst, Burkhard?“ fragte der Andere sarkastisch. „So geh' — ich habe ein Gewerb unterdessen.“

Burkhard — von Ehrenfels zubenannt — schickte sich zu einem abermaligen Versuche, seine breiten Schultern in den Dom zu schieben an.

„Also auf Wiedersehen in der Trinkstube zum silbernen Rößlein,“ sagte er und wandte sich zur Kirche zurück, während der Lange, Echter von der Rhön war sein Name, sich entfernte, und die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Als Echter mit großen Schritten schwerfällig daherstelzend die nächste Ecke erreicht hatte, um welche er in die erste auf den Domplatz mündende Gasse einbiegen wollte, fiel ihm eine Gestalt auf, die hier mit untergeschlagenen Armen, den Blick starr auf den Boden heftend, auf dem Eckstein saß. Es war ein kräftiger, wohlgekleideter junger Mann; wie er dazu kam, gleich einem Bettler hier melancholisch an der Straßenecke zu hocken, war dem langen Echter so räthselhaft, daß er vor ihm stehen blieb und ihn eine Weile anschaute.

„Das ist ein grämlicher Gesell an so lustigem Tage!“ sagte er dann.

Der Angeredete blickte auf. Es waren die bleichen Züge Simsons von Heringen, die den Turnierfechter anstarrten.

„Kreuz und Dorn!“ sagte Echter von der Rhön, „man sollte glauben, Du hättest den bösen Blick! Was bebrütest Du denn da den harten Eckstein? Geh’ in den Sankt Barthels-Dom und schau, wie sie den König Günther den Kopf des geschundenen armen Teufels von Heiligen küssen lassen!“

„Wenn es ihm selber so gehen sollte, wie dem heiligen Barthel, so wäre ich schon hurt’ger zum Zuschauen!“ brummte Simson und wandte sich aufstehend zum Fortgehen.

„Was — den König Günther wünscht Ihr geschunden, Mann? Doch wohl nur aus eitel Neid, um in die Haut des lieben Herrn zu fahren?“

„Wie Ihr’s nehmen wollt,“ warf Simson hin und wollte sich entfernen.

Aber der lange Echter legte ihm die schwere Hand auf die Schulter.

„Halt — wir gehen zusammen!“

„Wer seid Ihr — was wollt Ihr von mir?“ fragte Simson barsch.

„Wer ich bin — das könnt Ihr erfahren — ich habe das Visier immer lieber aufgeschlagen als vor der Nase; schon deßhalb allein, weil das verdammte Eisen sie wund und roth gedrückt hat, daß ich noch am Ende meinen guten moralischen Leumund darüber verliere und unschuldiger Weise für einen Weinschlauch gehalten werde. Und doch bin ich der nüchternste Mann im heiligen römischen Reich — Echter genannt von der Rhön, ein Edeljunker von gutem altem Hause, denn wahrhaftig, es ist so alt, mein ritterliches Stammschloß, daß es müd und knickebeinig seine Gliedmaßen sachte auf den Rasen gelegt hat, — Ihr könnt sie selbst da umherliegend finden, wenn Ihr einmal nach Westerstellen in der Rhön kommt — und was ich Euch weiter berichten wollte, meines Zeichens bin ich ein Turnierfechter, in Glimpf und Schimpf, mit und ohne Krönlein auf der Wehre!“

„Und was soll mir das Alles?“

„Euch klar machen, was für einen ehrbaren Mann Ihr auf der Gasse zum Freunde bekommen habt.“

„Zum Freunde?“

„So sagt ich . . . zum Freunde: und wißt Ihr, weßhalb Euch ein solches Glück überfällt? Es ist Eure brave und wackre Gesinnung, Euer edles Gemüth, so Ihr gegen unsern gnädigen Herrn, den neuen

römischen König tragt. Das hat mich in tiefster Seele gerührt, biedrer Jüngling!"

Simson sah den Turnierfechter mit einem stechenden Seitenblick an. Spottete dieser Vagabunde des Ritterthums, dieser adlige Zigeuner über ihn? Oder hatte dieß Geschwäz eine tiefere Bedeutung?

„Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich rede, wie ich's meine?" fragte Simson barsch.

„Ihr hört ja — ich lob's; ich trage Euch deßhalb meine Freundschaft an — ich will den treuen Eckard bei Euch spielen, damit Ihr's nicht wieder gleich so dem ersten Besten, der Euch aufstößt, an den Kopf werft, wie Ihr denkt, und wie's Euch ums Herz ist!"

„Sagt's kurz heraus, was Ihr wollt!"

„Kurz heraus . . . ? nun gut!" — der lange Echter blickte um sich, zu sehen, ob nirgends ein Lauscher sei; dann fuhr er halblaut fort: „Was wünscht Ihr 'ner Ratte, die Euch Nachts, wenn Ihr im besten Schlaf liegt, quer über die Nase läuft?"

„Gift in den Leib!"

„Richtig — aber es ist nicht in jeder Krambude zu kaufen. Man muß sich's suchen. Und Freund, da wir dieselbe Ratte haben — für die wir so freund-

liche Wünsche hegen, so denk' ich, wir helfen einander suchen!"

Simson von Heringen blieb stehen. Ein eigenthümlicher Blick fuhr unter seinen düster zusammengezogenen Brauen her auf seinen Begleiter. Ein Gedanke, den er bisher nicht zu fassen gewagt hatte, eine Hoffnung, der er nicht den Muth gehabt hatte, sich hinzugeben, schoß zum erstenmale in ihm empor — etwas, das er bloß wie im Traum, wie ein Nebelbild vor sich erblickt, nahm die Formen ausführbarer Wirklichkeit an.

Er sagte nichts: er fixirte bloß starr und durchbohrend seinen Begleiter.

„Nun hab' ich's Euch kurz herausgesagt," fuhr dieser, mit einem boshaften Lächeln den jungen Mann ansehend, fort. „Versteht Ihr's noch nicht, was ich von Euch will, ist's Eure Schuld."

„Ich verstehe Euch," antwortete Simson langsam und leise; „und — ich will Euch suchen helfen!"

Der Turnierfechter streckte ihm die Hand hin. Simson ergriff sie und drückte sie flüchtig.

„So kommt mit mir 'ns silberne Rößlein," sagte Echter; — „wir reden dort weiter davon, wenn der Burkhard von Ehrenfels dabei ist — ein andrer guter Kumpan, der sich freuen wird, einen so lieben Freund kennen zu lernen!" —

Siebentes Kapitel.

Deutsche Treue.

König Günther hatte nach der Feier, welcher wir beiwohnten, sein Hoflager in Frankfurt aufgeschlagen, in der von Kaiser Ludwig dem Frommen erbauten Pfalz, deren Ueberreste man noch heute den Saalhof nennt. „Des Riches Sal," in der alten Frankenstadt war einst der Lieblingsaufenthalt der karolingischen Könige; er war oft und lange von den Hohenstaufen bewohnt, und zehn Jahre lang Heinrichs VI., des strengen Königs, Haus — seitdem des kaiserlichen Vogt's oder Schultheißen Wohnung, aber auch auf's traurigste verfallen. Einst hatten unübersehbare Strecken Landes, Gefälle und Höfe zu der kaiserlichen Pfalz am Main gehört; seitdem ihre Mauern jedoch nicht mehr die Gebieter selbst umschirmten, waren Güter und Gefälle von den Ministerialen, denen die Verwaltung anvertraut worden, entfremdet, in ihr Eigenthum verwandelt, verschleudert worden. Viel hatten die Könige selbst verschenkt, verpfändet, an fromme Stiftungen verliehen — kurz, es war fast nichts übrig geblieben, die Pfalz selbst in baulichem Stande zu erhalten und so ward endlich

auch sie selbst an benachbarte Edle verpfändet, bis ein reicher Bürger, Jakob Knoblauch genannt, sie von den Pfandherren einlöste und die Ruine der Kaiserburg wieder aufbaute. Das war geschehen unter Kaiser Ludwigs des Bayern Herrschaft. Jetzt hatte König Günther diesen neuen Bau, in welchem des Erbauers Schwiegersohn, Siegfried zum Paradeis genannt, als Schultheiß der Stadt residirte, zur Wohnung genommen. Hier war er von frühester Morgenstunde an in angestrengtester Thätigkeit. Zunächst galt es, alle Mittel aufzubieten, um vollgerüstet in den unvermeidlichen Kampf mit dem Gegenkönige gehen zu können. Karl, der Markgraf von Mähren, und jetzt, nach des blinden Johann Tode, König von Böhmen, war ein Gegner, der sich an Tapferkeit und Kriegserfahrung mit Günther von Schwarzburg nicht entfernt messen konnte: aber er war deßhalb doch kein zu verachtender Feind, er war Günther überlegen durch die Kräfte seines Anhangs und seine eigene Hausmacht. Es war eine große Schaar tapfrer Männer, welche Günther aus der Heimat mit sich führte; aber sie wogen die Streitkräfte des Böhmen und seiner geistlichen Vertheidiger von Trier und Köln und des Nassauer Gerlach nicht auf. Nur die Mannschaften der Pfalzgrafen und des Brandenburgers,

wenn sie mit hinreichendem Eifer sich um den neuen König stellten, konnten das Uebergewicht in seine Schale werfen. Um seine Vasallen und Reisige in den Sattel zu bringen, war Ludwig von Brandenburg in seine Marken zurückgegangen; Kuno von Falkenstein, der Provisor von Mainz, rüstete mit Macht in dem Theil der Stifsburgen, den er wider Gerlach von Nassau behauptete. Am nöthigsten und mächtigsten von allen Dingen, die zum Kriegführen gehören, dem Gelde, mangelte es Günther nicht; denn er war, wie gesagt, zeitlebens ein ordentlicher Wirth, in Geldsachen genau und auf die Mehrung seiner Habe bedacht gewesen. Dieser Umstand gab ihm einen bedeutenden Vortheil vor dem Böhmenkönig voraus, der sich fortwährend in drückender Geldnoth befand. — —

Es war Abend. Das Mondlicht glänzte auf den leise vorüber rauschenden Wellen des Mains, auf den der König seine Blicke heftete, in der Brüstung des hohen Bogenfensters stehend, welches von seinem Gemache aus die Aussicht auf den Fluß und die jenseits liegenden Gärten und Häuser von Sachsenhausen bot. Dann schritt Günther gedankenvoll auf und nieder über den Binsen und grünen Kräutern, womit man nach der Sitte jener Tage die Fließe des Bodens bestreut hatte.

„Ein seltsam Leben das — eines römischen Königs!" sagte er endlich vor sich hin — „welche Aufgabe es durchzuführen! Ueberall Hemmniß — nichts, das von selbst gewiesene Bahnen rollt, überall sind die Bahnen erst zu brechen, die Wege zu ebnen, die Lasten, die bewegt werden müssen, schwerfällig fortzuschieben. Der Eine will, damit er seine Pflicht thue, gezwungen, der Andre bestochen, der Dritte durch Verheißungen gelockt werden. Das heilige römische Reich ist wie ein Pelikan, der seine Jungen mit seinem Blute füttert: Alle wollen sie von ihm zehren, an seinem Herzblut sich mästen; was ihm übrig bleibt — wen kümmert's? Das ist eine wunderliche Ordnung auf der Welt; ein seltsames Widerspiel ist zwischen der Natur und den Dingen, die der Mensch geschaffen hat! Der Stern da oben, der mir ins Fenster lugt, steht heute um diese Stunde, wo er gestern stand, nachdem er seinen Kreislauf gehorsam gemacht hat, ohne um eines Strohhalms Breite aus seiner Bahn zu weichen, nicht höher, nicht tiefer. Und ebenso der Mond, und ebenso die Sterne alle, und ebenso die Wellen des Flußes da unten! Das alles rollt ohne Unterlaß fest, sicher geregelt, leicht in seinen Bahnen, kennt kein Hemmniß, kein Stocken, keine Widersetzlichkeit. Und so wechselt seit Jahrtausenden die Erde,

während die Gestirne in leichtem fröhlichem Tanze um sie her kreisen, mit ihren Jahreszeiten ab; sendet den Kräutern im Lenz ihre Säfte zu und zieht sie im Herbst wieder an sich; athmet Dünste und Nebel aus und läßt sie vom Himmel herab sich als Regen wieder zuwerfen . . . . alles, alles in der Natur, wohin nur der Gedanke und die Untersuchung dringen können, geht auf glatter Bahn gehorsam und fröhlich seiner Regel nach. Nur der Mensch, der arme Teufel hat ein anderes Gesetz. Wie ein festgefahrner Karren im Schmutz des Daseins ist er! Stachelnde Wünsche, gebieterische Bedürfnisse hat er zu befriedigen: herrisch, unwiderstehlich drängt ihn sein Charakter in diese oder jene Bahn. Aber wie schwer wird ihm jeglicher Schritt darauf! Was kostet es ihn, irgend einen jener Wünsche zu erreichen, eines jener Bedürfnisse seines Naturells zu befriedigen! Oft sein bestes Gut, seine innere Würde, seine Seelenreinheit, sein Glaube, seine Theilnahme für Andre, der Schwung seines Geistes — das tröpfelt alles in den Schweißtropfen der harten Lebensarbeit aus ihm fort, bis jede Faser in ihm dürre und trocken ist.

„Gott steh mir bei!“ — fuhr er nach einer Pause in diesem Selbstgespräch fort — „ich bin nun gar doppelt beladen, mit der Arbeit des Tags und

den quälenden Gedanken der Nacht. Da, in der schlummerlosen Stunde heißt's in peinlicher Selbstfrage: was schufst, was wirktest Du heute, wie viel Glückliche hast Du gemacht, um wie viel die Herrschaft der Gerechtigkeit in Deinem Reich erhöht? Warst Du Dir treu, Deinem Königseide treu, warst Du, der Du berufen bist, den Zwiespalt zerfallener Gewalten mit Deinem Schwert und mit Deiner Klugheit zu heilen, nicht zwiespältig mit Deiner eignen Pflicht zerfallen?

„Das Denken ist nicht gut! Weiß der Himmel, von woher mir's kommt und mir die frische fröhliche Kraft zum Handeln lähmen will! Ist's doch, als ob es mir mit dem Königsmantel gekommen wäre, als ob's in seinen Falten steckte. Wir wollen ihn abwerfen und einmal wieder nichts als Graf Günther der Schwarzburger unter guten Gesellen sein — einmal im Jahre kann man wie der Kaiser leben, heißt das Sprichwort der andern Menschen — einmal im Jahre darf auch der Kaiser wie ein andrer Mensch leben, heißt's für mich!"

Er klatschte in die Hände und auf dieß Zeichen erschien ein Diener, dem Günther befahl, eine Fackel zu bringen. Als jener damit zurückkam, hieß er ihn voranschreiten in das Gemach, wo die Ritter und

Edlen, welche den Hof des Königs bildeten, sich gewöhnlich versammelt hielten.

An diesem Orte herrschte ein lautes und lustiges Treiben. Der lange gewölbte Raum war durch eine Reihe von Fackeln erhellt, welche von schweren, aus den Wänden hervorragenden und aus Holz kunstreich geschnitzten Armen gehalten wurden. Ein Paar Diener schleppten eben ein ansehnliches Faß Weines mühsam keuchend herbei und legten es auf zwei zusammengeschobene Sessel in der Nähe des stark erhitzten Kachelofenungeheuers, das an der einen Seite des Gemachs sich bis zur Decke hinan aufstreckte. Auf dem mit Strohmatten belegten Estrichboden erklirrten gedämpft die Sporen einiger zu zwei und zwei im Gespräch auf und abwandelnder Herren. Der größere Theil der Anwesenden, zumeist aus Männern, die mit aus Thüringen gekommen, und aus Reichsministerialen der Nachbarschaft Frankfurts bestehend, war jedoch um das obere Ende des langen Tisches aus gebohntem Eichenholz versammelt, der die Mitte des Raums einnahm. Sie standen in einer dichten Gruppe, gedrängt um eine groteske Gestalt, welche hoch über ihre Köpfe hervorragte; sie thronte nämlich auf einem Schemel, den man auf den Tisch gestellt hatte. Diese Gestalt zeigte ein breites, roth aufgedunsenes Gesicht,

aus dem zwei kleine pfiffige Augen hervorblitzten, unter einer allmächtigen Stirn, die in eine völlig kahle Glatze überging, auf welcher keine Spur des Haares übrig geblieben war, die angedeutet hätte, wo ehemals die Grenze dieser beiden Gebiete gewesen.

Als die Thüre sich öffnete und König Günther in den Saal trat, wo seine getreuen Gefolgsherren und Anhänger sich erlustigten, entstand eine plötzliche Stille. Alle wandten sich dem Ankommenden in schweigender Ehrerbietung zu; nur der Mann auf dem Hochsitz blieb ruhig sitzen und rief ihm ein trocknes:

„Schau, kommst Du auch — da werd' ich Dir wohl mein Bänklein hier einräumen sollen?" entgegen.

Die Anwesenden brachen in ein mit Mühe unterdrücktes Gelächter aus.

„Bleib, Narr!" antwortete Günther — „laß Dich nicht stören!"

„Weise gesprochen, König!" — versetzte der Mann auf dem Schemel: „denn schau, ich mache eben mein Testament und weil Du just dazu kommst, kriegst Du vielleicht was ab!"

„Willst Du denn fort in die andere Welt, alter Märten — durchgehen ohne Dir von meinem Marschalk Urlaub zu nehmen?"

„Was kümmere ich mich um Deines Marschalks Urlaub! Du und Dein Marschalk sind's gerade, die mich in die andre Welt schicken. Du führst ein langweilig Leben, König Günther. Du bist so weise geworden, daß die Kurzweil an Deinem Hof ihr Testament macht und die Narrheit aus Langeweil stirbt."

„So laß denn Dein Testament hören — und bedenke mich hübsch — hörst Du, Märten — Du sagst ja selbst, daß ich etwas von der Narrheit mitzubekommen nöthig habe."

„Gott weiß es! Aber was soll ich Dir geben? Meine Schätze sind nicht groß, dafür bin ich Zeitlebens des Schwarzburgers Narr gewesen — das ist ein Herr aus dem Thüringerwald, König Günther, wenn Du je von ihm gehört hast — hast Du?"

„Ich glaube, ich kenn' ihn," antwortete Günther lächelnd.

„I, was wolltest Du? Ihn kennen? Ich wette, Du hast nie ihm in die Augen geblickt — und wolltest Du's, ich versichre Dich, Du brächtest es gar nicht zu Stande, ihm frei in die Augen zu schauen!"

„Da hast Du Recht!"

„Nun also — dessen Narr bin gewesen Zeitlebens — und da er weit weniger von einem lustigen Rathe hält, als sein Geld zu Rathe hält, so bin

ich in der That Zeitlebens sein Narr gewesen — und sparen können hab ich gar nichts!"

„Nur Deinen Witz, mit dem Du immer sehr sparsam gewesen bist," meinte Günther.

„Nun so vermach' ich Dir, was ich daran hinterlasse."

„Ich will ihn aber nicht, denn ich fürchte, es ist zu viel gestohlenes Gut darunter!" antwortete Günther lachend.

„Mag sein, wie hätt' ich meine Witze sonst bekommen sollen — zu finden waren sie beim Schwarzburger nicht. Aber wenn Du sie nicht willst, auch gut, so vermache ich Dir meine Narrheit ohne meinen Witz und nun bist Du mein Haupterbe. Dir, Kurt von Ketelhodt, vermache ich meine schönste Geschichte, weil ich weiß, Du wirst sie so schlecht erzählen, daß Jedermann sagen wird: lebte doch der alte Märten noch, der wüßte das anders herzusagen — und so wirst Du mit meiner Geschichte mein lebendig wandelndes Trauermonument sein! Ritter Rudolph von Sachsenhausen, Du bekommst meine Wohlthätigkeit, und Erzbischof Burßmann bekommt meine Mäßigkeit im Genuße des Weins und andrer feuriger Getränke. Damit hinterlasse ich ihnen zwei Andenken, von denen ich weiß, daß sie dieselben sorgfältig aufheben,

und Niemanden auf Erden verrathen, daß sie sie haben!"

Ein lautes Gelächter folgte auf diesen Scherz des Narren.

„Bekomm' ich denn nichts?" rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Ihr, Herr Siegfried zum Paradeis? Habt Ihr denn nicht schon genug an irdischem Gut, so Euer reicher Schwäher, Herr Jakob Knobloch Euch hinterlassen? Ich mein', wer sich so vorgesehen hat, wie Ihr, der kann zufrieden sein! Bei der Taufe habt Ihr Euch schon das Paradeis ertheilen lassen! Euch geb' ich — nichts, und das werdet Ihr sicherlich an den ersten armen Mann, der Euch begegnet und um ein Almosen bittet, verschenken!"

Herr Siegfried zum Paradeis sah sich zum Spottgelächter der Uebrigen gemacht.

„Nun wird Alles vermacht und fortgegeben sein!" sagte König Günther.

„Noch lange nicht, mein königlicher Herr," antwortete der Narr; „ich habe noch viele hübsche Tugenden, und sehe hier noch viele lachende Erben, denen ich sie hinterlasse, weil ich weiß, daß sie sie überaus sorgsam in Ehren halten und durch übermäßigen Gebrauch sicherlich nicht abnutzen werden. Dann hab'

ich noch meine vielen . . . . . ach, daß auch an sie die Reihe kommt — ach Gott, daß ich auch sie missen soll . . . daß der Mensch alles und jegliches, was er besitzt, soll von sich abthun und nackt in die Grube fahren . . . !"

Der lustige Rath fing an zu greinen und zu schluchzen wie ein Kind.

„Nun Narr, heraus damit — was greinst Du?"

„Ja, heraus damit! her damit!" greinte Märten weiter. „Und ein armer Teufel, der sein Ende kommen fühlt, trennt sich doch so schwer davon! . . . Meine Tugenden hab' ich Euch mit fröhlichem Herzen geschenkt, denn sie haben mir nie viel Kurzweil und Freud' gemacht — aber meine angenehmen kleinen Laster, meine süßen lieben Laster . . . ."

Ein abermaliges lautes Gelächter ermuthigte den Narren fortzufahren.

„Meine Lästerchen, die mir so viel Vergnügen auf meiner Laufbahn durch dieß irdische Jammerthal gemacht haben!" hub Märten wieder an. „Mein Bißchen Schlemmerei, welche nun schier mein Lieblingslaster ist — meine Schadenfreude, welcher ein armer Mensch auch so manche heitre Lebensstunde verdankt; meine Rachsucht, die mir so manches stille Vergnügen verschafft hat, wenn ich einem Gegner

ein Bein unterschlagen konnte — mein Leichtsinn, der mir über so manchen lästigen Gewissensbiß fortgeholfen hat — ach, alle meine lieben kleinen Niederträchtigkeiten . . . . fortgeben soll ich sie — und an Euch — Euch reichen Leute — wahrhaftig Ihr habt von solchen Dingen Alle ja vollkommen genug, und braucht nicht mein armselig Bißchen Habe und Gut auch noch — nur dem Einen da, dem Jünger, den ich lieb habe, obwohl er nicht den Muth hat, dem Schwarzburger in die Augen zu blicken — dem will ich meinen Leichtsinn gönnen und vermachen — nimm ihn, König Günther und thu' mir den Gefallen, verzehr' ihn in Fröhlichkeit und Gesundheit. Aber wie ist mir denn? mir kommen andre Gedanken! Ich merk' eben, daß mein Leichtsinn fortgegeben ist, ... schau, schau, ich habe jetzt mich anders bedacht und will lieber gar nicht sterben, . . . es ist eine zu riskante Sache, man kennt die Gegend, wohin man abreist, nicht genau genug dazu!"

Der Narr sprang unter Beifallrufen von dem Tische herab.

„Gebt ihm einen Humpen vom Besten!" sagte der König — „er hat sich gut aus der Sache gezogen. Und damit Du siehst, Märten, ich weiß Deinen Leichtsinn zu gebrauchen — was meinst Du, wenn

ich gleich die Herrschaftssorgen etwas abschüttelte und, um sie ganz zu vergessen für eine Weile, ein lustig Waffenspiel meinen Rittern ankündigte? Heda, mein treuer Marschalk," wandte er sich dann an einen der Anwesenden, „ich befehle Euch, ein großes und glänzendes Turnei an alle deutsche Ritterschaft auszuschreiben — ich denk', wir wollen es halten zu Castell an Rhein — denn das ist der Ort, wohin Karl von Böhmen seine Anhänger beschieden hat, und wo sie mit ihren Völkern sich um ihn schaaren sollen, um uns mit Krieg zu überziehen. An denselben Ort, und für denselben Tag schreibt das Turnier aus; um dieselbe Zeit wollen wir uns dort ergötzen mit Einzelkampf und mit Buhurt und wollen sehn, ob der Böhme zu kommen wagt mit seinem Anhang!" —

Ein donnernder Beifallruf, der aus allen Kehlen der anwesenden Ritter hervordrang, machte die Wände der festen Halle erzittern. Solch ein Entschluß war des kühnen Mannes, den man sich zum Könige gewählt, würdig!

Günther ließ sich in dem Sessel, der für ihn an das obere Ende des Tisches gerückt war, nieder, und seinem Schenken einen goldnen Pokal aus schöner getriebener Arbeit, der ihm gebracht wurde, ab-

nehmend, leerte er ihn auf das Wohl des Siegers beim künftigen Turnier.

„Da habt Ihr gut trinken, Günther," sagte der Narr, der jetzt hinter seinem Sessel stand — „mein alter Herr, der Schwarzburger, läßt sich bedanken!"

„Wer aber wird die Festkönigin sein, die des Tages Dänke austheilt?" fragte Hermann von Sachsenhausen.

„Die Königin des Festes" . . . antwortete Günther „ja, ja, das will überlegt sein. Schad' daß der Meister Frauenlob todt ist, der könnte uns sicher die schönste und holdseligste Frau in diesen Landen nennen."

„Darf ich Euch eine nennen, gnädigster Herr?" fuhr Hermann von Sachsenhausen fort.

„Nun? Wen meint Ihr?"

„Anna von der Pfalz, des Grafen Rudolf Tochter!" flüsterte Hermann von Sachsenhausen sich näher zum Ohre des Königs beugend.

„Ist sie so schön?"

„Noch seuffter ist ein Nesselkraut
Dann an dem Bett eyn zankig Braut!"

rief hier der Narr spöttisch dazwischen.

Hermann von Sachsenhausen warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Schweig, Narr!" sagte Günther. „Also Anna

von der Pfalz, meint Ihr, Hermann, sei die schönste" ....

„Ob sie die schönste in allen Landen, das, Herr, kann ich Euch nicht sagen — denn ich sah sie nicht; aber ich meine, es wäre von Euch klug gethan, König Günther, wenn Ihr sie und Niemand anderes mit der Einladung ehrtet, bei Eurem Turnier die Königin des Festes zu sein und die Dänke auszutheilen."

„Weßhalb?"

„Muß ich's Euch sagen?"

„Ihr meint, ich solle dadurch Pfalzgraf Rudolfs Treue fester machen, daß ich sein Töchterlein für die Schönste erkläre?"

„So ist es, königlicher Herr!"

„Schlechte Treue, die mit Schmeichelei gekettet sein will!"

„Solche Kettlein, die aus zarten Ringen geschmiedet sind, halten oft desto fester!" meinte der Ritter von Sachsenhausen.

„Und weßhalb nehmt Ihr an, daß es solch eines Kettleins bedarf?"

„Königlicher Herr — Ihr kennt die Menschen besser als Euer Diener" ....

„Und doch thut Ihr, als kenntet Ihr den Pfalzgrafen Rudolf besser als ich, Ritter Hermann!"

„Weil ich mißtrauischer bin! Doch nein — ich will es offen gestehn — ich habe bestimmte Gründe zum Argwohn . . . . Der Böhmenkönig, so hat mich ein Freund, den ich am Hofe des Pfalzgrafen habe, heute wissen lassen — der Böhmenkönig selbst hat um die Hand der jungen Anna angehalten."

König Günther sah ihn überrascht an.

„Unmöglich!"

„Es ist so, Herr!"

„Und der Pfalzgraf — hat ihn derb abgewiesen?"

„Das ist was ich nicht weiß!" antwortete Hermann von Sachsenhausen.

„Ich bin dessen sicher!" fuhr Günther fort — „aber was Ihr mir da rathet, will ich nichts desto weniger thun. Ihr habt Recht — ‚seid klug wie die Schlangen' — doch nun genug davon — laßt die Becher kreisen, heda Schenke, Du wartest Deines Amtes schlecht, der meine ist leer bis auf den Grund!"

Der Schenke, der sich bisher nicht zu nahen gewagt hatte, um des Königs halblautes Zwiegespräch mit dem Ritter von Sachsenhausen nicht zu stören, kam mit dem großen silbernen Henkelkrug heran und füllte den Becher.

„Die deutsche Treue soll leben!“ sagte der König und erhob seinen Pokal zum Munde.

Aber zwischen des Bechers Rand und dem Munde ist ein weiter Weg, heißt das Sprichwort.

Im Augenblick wo Günther trinken wollte, fühlte er eine Hand sich auf seine Schulter legen und eine Stimme hinter ihm sprach:

„Das ist kein guter Spruch, bei dem ich Euch finde, König Günther!“

Der König wandte das Haupt und sah Heinrich von Virneburg, den Erzbischof von Mainz, hinter seinem Stuhle.

„Ei, Ihr seid's — woher so plötzlich? — Doch nicht minder drum willkommen, Herr Erzbischof — und wie, Ihr, mein treuester Freund, wollt mich verhindern, auf die deutsche Treue mit meinen Rittern zu trinken?“

„Burßmann, der fromme Bischof kommt aus der Kirche, Herr,“ fiel hier Meister Märten, der lustige Rath, ein — „da hat er gesehn, wie auf den Leichensteinen die vornehmen Herren die Treue in Hundsgestalt unter den Füßen haben — ist's nicht so? — sie treten sie wie einen Hund mit Füßen!“

„Woher so spät?“ fragte der König, während alles rings umher den Spaß des Narren belachte.

„Kommt mit mir in Euere Gemächer, königlicher Herr, — ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen.“

König Günther stand auf und winkte den Dienern ihm vorzuleuchten; so führte er den unerwarteten Gast in das Wohngemach, das er vor kurzer Zeit verlassen hatte, um im Kreise seiner Ritter einige Stunden lang seine Sorgen zu vergessen.

Achtes Kapitel.

Burßmanns Nachricht.

Als sie in dem Zimmer des römischen Königs angekommen waren, und der Diener es mit den Fackeln, welche er in die aus den Wänden hervortretenden, in Holz geschnittenen Fäuste steckte, erleuchtet hatte, winkte Günther dem geistlichen Herrn sich niederzulassen. Er selbst blieb, die Arme auf der Brust verschlingend, vor ihm stehen.

„Nun hebt an, Herr Erzbischof,“ sagte er — „Ihr seht mich eben so bereitwillig, Eure Neuigkeiten zu hören, als Ihr widerwillig scheint, damit herauszurücken!“

„Bevor ich damit herausrücke,“ versetzte der alte

Kirchenfürst, „möcht' ich wissen, wie meine Nachricht Euch trifft, Herr! Ich möchte Euch in dem Gottvertrauen wissen, das Euch für böse und gute Kunden gleich gefestet macht . . . ."

„Zweifelt Ihr bei mir daran?"

„Nein — keinen Augenblick, sobald Ihr mich versichert, daß Ihr es besitzt! Das habt Ihr meines Wissens jedoch noch nicht gethan und deßhalb frage ich danach."

„Nun, Ihr seid ein geistlicher Herr," antwortete König Günther lächelnd, „und deßhalb will ich Euch gern beichten — wenn Ihr mir anders die Erweckung von Reu' und Leid erlaßt, . . . ich dagegen will Euch auch die Absolution erlassen!"

„Beginnt Eure Beichte — wir wollen dann sehen, ob solcher Handel gelten kann!"

„Nun wohl — Ihr fragtet nach meinem Gottvertrauen . . . ."

„So that ich — als dem Ersten, was nöthig auf dieser schlimmen Welt!"

„Darauf gesteh' ich Euch denn — ich vertraue nicht im Allermindesten auf Gott!" sagte der König.

„Ihr scherzt!"

„Es ist mein bitterster Ernst!"

Der Erzbischof schüttelte den Kopf.

„Ihr, der gottesfürchtige Held" — der fromme Günther" . . .

„Gottesfürchtig — ja, das laß ich gelten: ich fürchte Gott — timor domini initium sapientiae, die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, heißt es, wie Ihr wißt; aber der Mensch muß blind sein, der in seinen irdischen Angelegenheiten auf Gott vertraut: und daß man's schon in der Schule die Buben lehrt, ist, wie ich glaube, das Unheilvollste, was man thun kann!"

„Euer Königswort in Ehren — und doch glaub' ich's nicht, daß Ihr so denkt."

„Hört mich nur an. Worauf stützt sich Euer Gottvertrauen? Sind nicht des Herrn Wege unausforschlich? Sind seine Beschlüße nicht so, daß es längst heißt: Der Mensch denkt — Gott lenkt? Also er lenkt anders, als der Mensch denkt. Und wer auf Gott vertraut, der glaubt doch, daß Gott die Sachen so lenken werde, wie er denkt, daß sie am Ende gelenkt werden müssen. Und wer spricht: ich vertraue auf Gott, sagt er nicht: ich bin ruhig, denn ich weiß schon, daß der liebe Herrgott es doch am Ende macht wie mir's recht ist? Ist das aber nicht anmaßlich geredet?"

„Das ist richtig, aber" . . . .

„Laßt mich weiter reden, daß Ihr mich ganz

faßt. Nehmt einmal einen Armen. Er vertraut auf Gott, daß dieser ihm dennoch helfen, sein Auskommen schenken werde, weil er durch Gebet und tadellosen Lebenswandel solche Gnade verdient. Und doch — hunderttausende solcher Armen bleiben bis an ihren Tod arm wie sie waren. — Nehmt den König, der sein Land, sein Volk im Kriege vertheidigt. Er vertraut auf Gott, weil er eine gerechte Sache führt und für das Vaterland kämpft, für Heimat und Herd, für Weib und Kind. Aber hunderte von Völkern mit ihren edlen Königen hat die Geschichte untergehen sehn, verschlungen von der Uebermacht wilder Eroberer. Wie viel Völker haben die Perser, die Römer, die Hunnen vertilgt oder zerstreut und vertrieben! — Nehmt den Schiffer — er vertraut auf Gott, der sein Schifflein in Sturm erhalten werde; aber hunderte von Schiffen solcher christlicher Kauffahrer und Fischer verschlingt Jahr ein Jahr aus der Ozean — hier zerschellt eines an den Küsten, während unweit davon vielleicht ein Fahrzeug, bemannt mit wilden Heiden, glücklich vorübersegelt und sich in den sichern Port rettet. — Nehmt den unglücklichen Wanderer, den die Räuber im Walde erschlagen. Könnt Ihr von dem Mann sagen, er habe nicht auf Gott vertraut, daß er ihn sicher in seine Heimat geleiten werde? Nehmt den Be-

strickten, den ein gewaltthätiger Herr Jahre lang im Verließ schmachten, verhungern läßt. Hilft dem sein Gottvertrauen die Kerkerleiter hinauf und ans Licht?“

„Das alles ist wahr,“ fiel der Erzbischof von Mainz ein; „aber sagt nicht die Schrift: Es fällt kein Haar von Eurem Haupte ohne den Willen des himmlischen Vaters?“

„Richtig, das sagt die Schrift, nicht aber, daß der, so Gott vertraut, seine Locken darauf behalten und der Andre mit kahler Glatze umhergehn wird. So aber legt Ihr, die Ihr Gottvertrauen predigt, es aus. Es ist falsch, sage ich Euch, falsch, Erzbischof. Wie das Schicksal die Dinge lenkt, steht bei Gott: wir wissen nichts, gar nichts davon. Wir können nur der Schrift glauben, daß sie uns zum Heile für jene andre Welt gelenkt werden. Das muß unser Trost sein. Aber für diese Welt und für die irdischen Dinge muß Jeder sich selbst helfen, so gut er kann. Es geht schlimm und strenge her auf dieser Welt. Das Gottvertrauen, welches voraus wissen will, daß eine Sache, und sei sie hundertmal eine gerechte, siegen, daß eines Menschen Schicksal — und sei es hundertmal ein edler, redlicher Mensch — sich zum Guten wenden werde, ist eine Anmaßlichkeit gegen den Himmel, der ja eben unberechenbar, unausforschlich ist. Und das sollte man

frühe die Kinder lehren, damit sie nicht im Vertrauen auf Gott sich von den Umständen durchs Leben leiten lassen, sondern bald sich sagen lernen: Schau Dich vor, was Du thust, denn Jeder ist seines Glückes Schmied, und der Himmel läßt Jeden sich durchschlagen, so gut er's versteht!" —

Der Erzbischof stützte die Stirn auf seine Hand und schwieg.

„Hab' ich nicht Recht?" fragte der König. „Ueberblickt die Erfahrungen Eures Lebens und dann sagt, ob es anders ist?"

„Aber wie soll ein armer Teufel von Mensch fertig werden in dem irdischen Jammerthal," sagte der Erzbischof nach einer Pause, „wenn er nicht sein Vertrauen auf Gott hat?"

„Nun, viele werden auch nicht fertig! Und den andern hilft die Zähigkeit unsrer Natur. Die Völker sind nicht umzubringen und die Menschen auch nicht. Das ist ihr Glück. Das Leben einer Katze ist nichts im Vergleich mit der Zähigkeit des Menschenlebens: ein Straußenmagen nichts gegen die Verdauungsfähigkeit einer Menschenseele. Der Strauß verschluckt nur Kieselsteine; aber der Mensch Groll, Schande, Angst, Verzweiflung, tödtliche Schmerzen — nachher ist er so lebensmuthig wie zuvor! Und nun

habt Ihr mein Glaubensbekenntniß, mein geistlicher Vater. Aber Ihr habt es nicht ganz. Sag' ich Euch, daß ich nicht glaube, die menschlichen Schicksale werden am Ende doch von einer gütigen Macht nach den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit gelenkt, eine ewige Liebe schwebe über uns, welche sich unsrer in Noth und Schmerz annehme, — so muß ich Euch auch sagen, daß ich an etwas Andres glaube und zwar an das Glück. Das ist ein räthselhaftes Ding, aber es ist. Es waltet über Einzelnen und über Völkern. Es lenkt dem Spieler die Würfel und es führt dem Feldherrn die Schaaren in die Schlacht."

„Und habt Ihr Glück? So viel, daß Ihr darauf vertraut?"

„Ich? ja, ich habe es."

„Und Deutschland?"

„Deutschland hat es nicht. Darum ist eine bedenkliche Ehe zwischen uns. Mein Glück wird wohl eine Zeitlang überwiegen. Das Glück ist, weil es Schwung hat, stärker als das Unglück. Im ersten Anlauf wirft es das Unglück zu Boden, wenn beide gegeneinander stoßen. Ein Mann, der Glück hat, mit einer Frau, die Unglück hat, verbunden, wird im Anfand eine glückliche Ehe führen. Aber nach und nach

verzehrt die magere Kuh die fette — am Ende wird das Unglück des Weibes vorherrschen."

„Und weßhalb sagt Ihr," fuhr Heinrich von Virneburg fort, „daß Deutschland kein Glück habe? Ist es nicht das schönste, kernhafteste Stück Europas? Ist sein Volk nicht das tapferste von allen Völkern? Ist bei ihm nicht das Imperium? Seid Ihr, König Günther, nicht Lehnsherr aller Könige, als Caroli Magni glorwürdigen Andenkens Nachfolger und Erbe?"

„Das Alles sind nur Bedingungen des Glücks, aber Deutschland hat sie nicht zu benutzen gewußt. Es ist nie etwas Heiles und Ganzes gewesen. Es ist immer ein zusammen gezimmert Ding gewesen, und deßhalb droht es immer von Zeit zu Zeit aus dem Leim zu gehn, wie einmal wieder heut zu Tage. Ich glaube, es liegt daran, daß die Deutschen keine Bildhauer sind!"

„Wie soll ich das verstehen, König Günther?"

„Ja, seht, von denen, die Rom gesehen haben, könnt Ihr's Euch beschreiben lassen, wie wunderbar dieß alte Römer-Volk es verstanden hat, Gestalten in Erz und Marmor zu bilden. Es ist jedesmal etwas so Fertiges, als ob es lebendig wäre, etwas Ganzes. Das ist's . . . so haben sie auch aus der Herrschaft etwas Fertiges und Ganzes geformt. Da fehlt es

uns. Uns fällt's nicht ein, mit dem Blick ein Ganzes zu umfassen, und nicht eher zu ruhen, bis jeder Theil zum andern paßt, sich mit ihm verschmilzt, weder mit zu wenig, noch mit zu viel Recht und Anspruch sich vordrängt. Geht in Eure Kirchen, Erzbischof. Da seht, wie die Heiligen ausgemeißelt sind. Keiner aber stößt sich daran, daß die Arme zu dünn, die Beine zu lang sind. Das ist keine Harmonie. Ein Volk, das solche Heiligen ausmeißelt, erlangt auch keine Harmonie unter sich. Die Köpfe sind schön, das ist wahr, und voll Ausdruck. Am deutschen Kopf fehlt's nicht: aber die Glieder wollen ihm nicht gehorchen, denn es hat am Sinn gefehlt, die Glieder zu formen, daß sie dem Kopf dienen können, wie sie sollen."

„Wenn's aber an dem Sinn mangelt," . . . . . unterbrach der Erzbischof den Redenden, „an der Einsicht" . . . .

„Am Gefühl, am Sinn für das Ganze, an der Hingabe für ein tüchtiges gesammtes Wesen mangelt es!"

„Dann," meinte Heinrich von Virneburg, „ist's doch am Ende eigne Schuld des Volkes, und nicht Unglück zu nennen!"

„Eigne Schuld? Nein! Es liegt eben im Wesen

des Volks, und sein Wesen hat es sich nicht selbst gegeben, es hat es eben von der Natur so erhalten — das ist sein Unglück, nicht seine Schuld; und was man so eigentlich das Volk nennt, kann nun gar am allerwenigsten etwas dran ändern; es ist doch am Ende bloß der rohe Stoff, aus dem der Bildner das Ganze formt. Der bildende Sinn hat uns gefehlt, zumal in denen, welche ihn hätten bethätigen müssen, in den Fürsten und Mächtigen. Darum predigten die Kaiser, welche dem Reich aufzuhelfen strebten, tauben Ohren. Und dann ermatteten sie. Sie waren eben auch gutmüthige Deutsche wie alle Andern. An den Spruch: quod ferrum non sanat, ignis sanat (was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer) dachten sie nicht. Nur einer von ihnen war der Mann, dem dieser Spruch im Kopfe herum ging. Es war Heinrich VI. Wollte Gott, er hätte ein längeres Leben gehabt!"

„Ihr werdet aber seine wilde Grausamkeit nicht billigen!" warf der Erzbischof ein.

„Ich billige sie so sehr," versetzte König Günther, „daß ich beklage, daß sein ganzer Stamm nicht seine Entschlossenheit hatte zu jedem Mittel zu greifen, um das Ziel zu erreichen, welches den großen Hohenstaufen vorschwebte. Weßhalb hatten sie auf ihren

vielen und langen Römerzügen in Italien nicht gelernt, Dolch und Gift zu brauchen, wo das Schwert nicht ausreichte? Glaubt mir, Herr Heinrich, es ist in unsrer Geschichte nicht genug Blut geflossen, es ist nicht genug gemordet, nicht genug vergiftet worden. An der rechten Zähigkeit hat's gefehlt. Die Kaiser haben alle dem Gedanken eines einigen großen Reichs unter einem Herrscher auf offner gerader Straße Bahn brechen wollen. So ist's mißlungen. Auf Schleichwegen hat's keiner versucht. Die mächtigsten Gegner freundlich zu Gast zu bitten, und dann hinterrücks zu überfallen; ihnen Schierling in den Becher zu mischen — das sind Mittel, welche sie nicht zu ergreifen gewagt haben. Und doch wär's so gegangen. Weil sie aber insgesammt, mit wenigen Ausnahmen, eine Reihe guter Gesellen und ehrlicher Bursche waren, ist's nicht gegangen."

„In welch seltsamer Laune redet Ihr heute, König Günther," fiel der Erzbischof ein.

„Meines Herzens Meinung," antwortete der König. „Große Reiche sind immer nur durch einen rücksichtslosen Aufwand von ebenso viel Grausamkeit und List, als von offener Gewalt gestiftet worden."

„Nun, wohl, wenn das Eures Herzens Meinung ist, so bethätigt sie. Ich will Euch ein Opfer nennen,

das zunächst würdig, so von Euch bei Seite geschafft zu werden, weil seine Treulosigkeit kein Erbarmen verdient!"

„Und das ist?"

„Pfalzgraf Rudolf!"

„Weßhalb?" fragte der König betroffen.

„Euer Gegner hat ihn in sein Garn gelockt. Rudolf von der Pfalz geht zu Karl von Böhmen über."

„Ihr seid nicht der Erste heute, der mir so etwas hinterbringt. Und doch, wie kann ich's glauben? Können die Wittelsbacher von mir abfallen? Sie, die allein mich bewogen haben, die schwere Last dieses deutschen Kaisermantels auf mich zu nehmen?"

„Und doch habe ich sichere Nachricht," erwiederte der Erzbischof. „Darum Verrath wider Verrath. Laßt diesen Rudolf hinterrücks ermorden. Ladet ihn zu Euch wie zu einer freundlichen Besprechung; und in dem Becher, den Ihr ihm zum Willkomm reicht, träufelt Schierling!"

„Weßhalb nicht? Ihr habt ganz Recht! Und doch," fuhr Günther lächelnd fort — „wäre Rudolf mein Gast, so könnte er ruhig sein Haupt in meinen Schooß zum Schlummer legen und sicher sein, daß ihm kein Haar gekrümmt würde. Ich bin auch eben

ein guter Gesell, eine deutsche ehrliche Haut; darüber reden, wie's hätte kommen müssen, ausklügeln, was in jeglichem Moment zu thun gewesen wäre, und auf ‚Wenn' und ‚Aber' wie zwei Säulen Dome mit Thürmen und Kuppeln in die Luft bauen — ja, das verstehen wir — aber rücksichtslos zu handeln Alle nicht! Der ehrliche Schwarzburger vielleicht am wenigsten!" —

„Nun, seht Ihr also, daß ich Recht hatte," versetzte triumphirend Heinrich von Virneburg, „als ich sagte, Eure Worte seien Eures Herzens Meinung nicht."

„Das waren sie dennoch; nur nicht das Bekenntniß meiner Hand. Es ist auch nicht dazu, daß ich gekürt bin. Ich bin nicht gekürt, der Hohenstaufen großes mißlungenes Werk wieder aufzunehmen; ich habe kein Ziel so mächtig, daß seine Erreichung alle Mittel rechtfertigte. Ich bin gekürt, als ehrlicher Mann zu retten, was noch zu retten ist. Denn das müssen wir uns frei und frank gestehen, Herr Heinrich von Virneburg, das Reich wieder zu einem großen lebensvollen Ganzen zu vereinen, das ist zu spät, dazu ist zu viel verloren gegangen!"

„Das ist leider wahr," meinte der Erzbischof. „Und wer es unternähme, würde nutzlos seine Kräfte

daran vergeuden. Nicht mehr zu unternehmen, als sich übersehen läßt und sicher erreichbar vor uns liegt, ist die erste Regel des Lebens."

„Wir müssen es eben einer späteren Zeit überlassen," fuhr Günther fort. „Vielleicht liegt in dem Gange selbst, den der Verfall Deutschlands genommen hat, gerade das Mittel zum endlichen Heil. Die Vasallen haben mit rücksichtslosem Eigennutz sich in das Reich getheilt. Jeder hat auf jegliche Weise nur sich zu verstärken und zu vergrößern, wo möglich des Nachbarn Habe an sich zu reißen gesucht, und das Ganze dem lieben Herrgott überlassen. Nun wohl, wer weiß, ob sich nicht im Laufe der Zeiten einer dieser Vasallen vermittelst seiner Treue gegen Kaiser und Reich, seiner Ehrlichkeit wider seine Mitfürsten und seiner Verdauungskraft für seines Nachbars Hab und Gut so aufschwellt, daß er am Ende alle Andern unverhältnißmäßig weit an Macht und an Land und Leuten überragt, daß er darüber den Appetit eines Haifisches bekommt und mit dem Maul eines Haifisches zuschnappt. Die Kaiserkrone wird ihm dann nicht entgehen können: und hat er die einmal, so würde er nicht sein, der er ist, wenn er sie wieder fahren ließe. Gott schenke Deutschland einst einen solchen Haifisch — einen liebreichen Bundesbruder,

der endlich spricht: ich bin nicht mehr ein Stück vom Reich, ich bin das Reich selber. Dann ist's gethan. Mag er sein, wer er will, es wird doch wieder ein Herr sein und ein Volk!"

„Wenn," fiel lachend Heinrich von Virneburg ein, „es dann nur nicht wieder auch ein deutscher Haifisch ist, der aus Gewissenhaftigkeit und Gutmüthigkeit sich scheut, die letzten Bissen niederzuschlucken!"

„Freilich! Aber die Noth wird's ihm anthun; er wird sehen, daß mit den Andern nicht auszukommen ist, bis er endlich das große Maul aufsperrt. Ich halte das für den Weg, den die Dinge einst in Deutschland nehmen müssen."

„Aber denkt Ihr nicht an Ghibellinen und Guelfen, die sich die Wage halten?" fragte der Erzbischof. „Sollten die je aussterben?"

„Doch, mein alter Freund, Sie werden es. Blickt nur auf das, was schon jetzt sich vorbereitet. Seht Ihr nicht, welches Leben sich in dem Theil des Volkes regt, das in den Städten mit Ameisenfleiß arbeitet und schafft? Das wird immer mehr erstarken und endlich wird es sich so stolz aufblähen, daß, wenn man es gewähren läßt, dem Ritter neben dem Bürger kein Platz mehr bleibt. Ritter wider Bürger, das ist das Losungswort der Zukunft und nicht mehr

Guelf und Ghibeline. In diesem Kampf wird eben der jener Haifisch, von dem wir sprachen, werden, welcher den Streit zu versöhnen weiß, mächtig genug, beide Theile zu gegenseitigem friedlichen Dulden und Verträgniß zu zwingen. Aber nun genug von Allem dem. Sprecht mir jetzt von dem, was uns näher liegt. Was ist's mit dem Pfalzgrafen?"

„Ihr wißt, daß König Karl von Böhmen im vorigen Jahre sein Weib, Blanka von Valois, König Philipps von Frankreich Schwester, verloren hat. Ein Mann wie Karl ist viel zu klug, um nicht auch seine traurige Witwerschaft zu seinem Vortheil auszubeuten. So hat er denn Botschaft gesendet gen Bacharach, wo auf Stahleck Pfalzgraf Rudolfs holdes Töchterlein haust: er hat um ihre Hand geworben."

„Und Rudolf hat sie ihm zugesagt?"

„Er hat in die gebotene Rechte eingeschlagen, und geht mit all seiner Macht ins Lager seines neuen Schwiegersohnes über."

König Günthers Antlitz bedeckte dunkle Röthe.

„Ich schäme mich in seiner Seele!" sagte er.

„Da habt Ihr wohl Recht — aber was beschließt Ihr zu thun?" fragte der Erzbischof.

„Was soll ich thun? Um seine Treue betteln,

wie der Rothbart zu den Füßen des Löwen? Dazu bin ich nicht der Mann. Ihn nachdrücklichst an seine Pflicht mahnen? er würde darüber in seinem Stolz gekränkt werden, und aus einem Anhänger meines Gegners auch noch mein Feind."

„Aber wenn Ihr meines Rathes Euch bedienen wollt, mein königlicher Herr, so wäre es gut, wenn etwas geschehen könnte, das dem niederschlagenden Eindruck dieser Nachricht auf Eure Anhänger zuvorkäme und verhinderte, daß nicht etwa andre Fürsten sich ein Beispiel nähmen. Ihr wißt ja, wie das schlechte Beispiel ansteckt."

„Freilich, und ich will mich auch sehr gern Eures Rathes bedienen, Herr Heinrich von Virneburg, wenn Ihr mir angeben wollt, was ich zu dem Ende thun soll!"

Der Erzbischof rieb sich die Stirn.

„König Karl," hub er nach einer Weile wieder an, „ist in Speier. Er hält dort Reichstag, und läßt es an Einladungsschreiben und beweglichen Mahnungen an die Fürsten, sich dort um ihn zu versammeln, nicht fehlen" . . . .

„Ich weiß — hat er doch sogar die Gnade gehabt," fiel der König lachend ein, „den Grafen Günther von Schwarzburg zur Versammlung zu laden!"

„Und wer weiß,“ bemerkte der Erzbischof, „ob nicht mancher nur deßhalb hinzieht, weil er hört, daß auch Rudolf von der Pfalz gen Speier zieht!“

„Also Euren Rath, mein getreuer Reichskanzler durch Germanien!“ drängte Günther ironisch.

„Ihr habt Recht, daß Ihr mich straft für mein unbedachtes Wort. Ich weiß keinen Rath.“

„Dann werden wir selbst also uns den Kopf darüber zu zerbrechen haben,“ meinte Günther, indem er begann mit schwerem Schritt in dem Gemache auf und ab zu gehen.

„Wann ist die Versammlung in Speier?“ fragte er nach einer Weile.

„Morgen soll sie eröffnet werden,“ antwortete der Erzbischof.

Günther blieb wie nachsinnend stehen; dann wandte er sich lebhaft an den Erzbischof:

„Verzeiht, mein alter Freund — ich gehe da grübelnd auf und ab, und vergesse, daß Ihr wegesmüd und der Erfrischung bedürftig seid — hoffentlich hat der Marschalk besser an seine Pflicht bei der Einkehr so werthen Gastes gedacht als sein Herr.“ —

Mit diesen Worten rief Günther auf dieselbe Weise wie früher Diener herein, und als er gehört, daß für den Erzbischof die Gastzimmer bereitet und

ein Mahl in ihnen aufgetragen sei, führte er selbst seinen treuen Anhänger in die für Gäste von hohem Rang bestimmten Gemächer des Saalhofs.

„Nur den Becher will ich Euch dort zubringen, zum herzlichen Willkommen," sagte er dabei; „dann sollt Ihr der wohlverdienten Ruhe nicht länger entbehren nach Eurer Fahrt."

Neuntes Kapitel.

Des Königs Entschluß.

In der That war König Günther nicht lange mehr bei seinem wackren Freunde geblieben, nachdem er ihn in ein großes, von einer flackernden Kaminflamme erwärmtes Gemach gebracht hatte, wo einige Ritter und ein geistlicher Herr, die als Gefolge des Erzbischofs mit demselben in die Königsburg eingeritten waren, seiner harrten. Ein gedeckter Tisch stand einladend da, dem Kamine zunächst ein bequemer Armsessel daneben, und als Günther den ermüdeten Gast darin installirt sah, dazu den Truchseß und den Schenken, beide bereit ihres Amtes zu warten — eilte er selbst, sich zurückzuziehen.

In seinem Wohnzimmer angelangt, beschied er den Marschall und Kurt von Ketelhodt und den Ritter Hermann von Sachsenhausen augenblicklich zu sich. „Ihr Herren," rief er ihnen entgegen, „es gibt ein Abenteuer zu bestehen — Kurt von Ketelhodt, tummle Dich und laß satteln — Ihr auch, Hermann von Sachsenhausen, sollt mich begleiten — und Ihr, Marschall, jagt augenblicks Alles zum Saalhof hinaus, was nicht darin sein Quartier hat; dann laßt die Thore schließen. Sagt, es geschehe, damit nichts die Nachtruhe unsers wackren alten Herrn von Mainz störe. Niemand soll erfahren, daß wir uns zu einem Ritt rüsten. Ihr, Hermann, geht in die Trinkstube und raunt es zwölfen meiner Ritter, so Ihr am nüchternsten findet, zu, daß sie sich bereiten, mir zu folgen. Seid rasch und sorgt, daß Alles in der Stille geschehe. Kein Mensch in Frankfurt darf morgen ahnen, daß König Günther nicht wie immer ruhig in seiner Pfalz den Morgentrunk schlürft."

„Was wollt Ihr thun, gnädiger Herr?" fragte Hermann von Sachsenhausen.

„Wie Ihr hört, reiten — das edle königliche Roß reiten, in dessen Sattel Ihr mich gehoben habt! Es ist ein kecker zudringlicher Bursch, ein glatter Zungendrescher zugleich hinten auf die Kruppe geklettert

und wird mir lästig. Nun will ich meinem Rosse ein Paar Sporenhiebe geben, und die Zügel anspannen, daß es sich hoch aufbäumt und den von uns beiden, der der schlechtere Reiter ist, fortschleudert in den Sand!"

Die drei Getreuen standen da, stumm ihn anblickend.

„Nun, was tummelt Ihr Euch nicht?" fragte der König.

„Herr," erwiederte Kurt von Ketelhodt — „vergebt, ich gehe stracks — es war nur, daß ich verdutzt ward — lateinisch habe ich Euch oftmals ein Sprüchlein sagen hören — aber was Ihr da eben redetet, war griechisch, glaub' ich!"

Und Kurt von Ketelhodt, der immer heitere Gesell, lachte dabei laut auf.

„Nun, so will ich's Dir in gutes Deutsch übersetzen, Kurt; zu deutsch heißt's: Ich will gen Speier!"

„Gen Speier!" riefen alle drei wie aus einem Munde.

„Ja, und ich sag's Euch, damit Ihr mich nicht anklagen könnt, ich habe Euch ohne Euer Wissen in die Gefahr gebracht!"

„Mitten zwischen Eure Feinde?!" rief Hermann vom Sachsenhausen aus.

„Ihr seid so erschrocken, als wär's die Höhle des Löwen! Seid ruhig, Hermann, der Löwe zieht die Krallen ein, wenn man ihm fest ins Auge blickt, und der kleine Lützelburger ist, bei Gott, kein Löwe!"

„So dürft Ihr auch nicht auf des Löwen Edelmuth bei ihm rechnen, Herr!"

„Ich werde nicht nöthig haben, ihn in Anspruch zu nehmen, seinen Edelmuth. Fürchtet nichts. Es ziemt dem römischen Könige nicht, zu fehlen, wo die Fürsten und Grafen über des Reiches Angelegenheiten Sprache halten. Ich will unter sie treten mit dem Recht und der Wahrheit: die will ich Ihnen ins Antlitz schleudern und will sehn, was sie vermögen. Der Menschen Herzen sind zu lenken wie Wasserbäche, wenn man das rechte Wort zu treffen weiß. Nun, Ihr steht immer noch, statt meine Befehle zu vollziehen?"

„Wahrhaftig," sagte Kurt von Ketelhodt, „wir wissen nicht, ob's Euch denn wirklich Ernst ist . . . . oder ob Ihr Scherz mit uns treibt und uns einen Schrecken in die Glieder jagen wollt — ei, gewiß, so ist's! Nach Speier könnt Ihr nicht wollen — in die Stadt, wo der Böhme sein Hoflager hält, die strotzt von Allem, was zum Anhang des Trierers, des Nassauers gehört, von all dem ruchlosen böh-

mischen Volk; wo Ihr Widersacher habt so viel der Schindeln auf den Dächern sind ... nein, dahin könnt Ihr nicht wollen — allein, oder so gut wie allein! Ihr gingt ja gerades Weges in Euer Verderben und nicht vierzehn Tage kämen ins Land, ohne daß Ihr, ein armer bestrickter Mann, hinter den Mauern einer böhmischen Burg säßet!"

„Wartet," fiel Hermann von Sachsenhausen ein, „bis unser gnädiger Herr von Brandenburg mit seinem Zuzug wieder da ist, bis alle Eure Fürsten im Felde stehen — dann, Herr, laßt uns einen Besuch an des Lützelburgers Hoflager machen — wir sind's zufrieden; aber nicht heute."

„Dann, mein tapferer Ritter, ist's keine Heldenthat. Wenn man den Fuchs umstellt hat, ist's keine Kunst ihn zu fangen; auf freiem Felde muß man ihn erwischen, wenn man ein tüchtiger Jäger ist!" antwortete Günther.

„Herr, Ihr seid aber kein Jäger, sondern der römische König," erwiederte Kurt von Ketelhodt, der seinem Gebieter gegenüber sich am ehesten ein nachdrückliches Wort erlaubt glaubte — „der römische König, auf dessen Haupt unser Aller Heil ruht, der sich wohl vorschauen muß, was er beginnt, damit nicht

das Wohl derer zu Grunde gehe, die ohne ihn wie eine hirtenlose Heerde sind." —

„Freund Kurt," fiel Günther milde lächelnd ein, „weil ich der römische König bin, wie Ihr sagt, will ich ausführen, was ich reiflich erwogen, überdacht und beschlossen habe: nicht aber selbst in den Stall gehen und sorgen, daß die Troßbuben gehörig meinen Hengst satteln; dazu hatte ich ehemals einen getreuen, in allen Dingen willigen Edelknecht, genannt den Junker von Ketelhodt. Wie ist's, muß ich mir einen Andern aussuchen?"

„Nein, Herr, aber vergebt mir, wenn" . . .

„Genug jetzt — habt Ihr nicht den Muth, mir zu folgen, so bleibt zurück; aber vollzieht meine Befehle. Ihr, Marschall, sendet mir den Waffenknecht mit der Rüstung. Und jetzt geht. In einer Stunde soll Alles bereit sein. Ein Bote soll zum Thürmer am Mainthor und ihm befehlen, das Thor geöffnet zu halten, bis wir hinaus sind. Der Thürmer darf auch dem Magistrat nicht melden, daß wir die Stadt verlassen haben. So er's thut, laß ich ihn unter seinem Thorbogen aufknüpfen. Ich weiß, der Böhme hat seine Späher auch hier, und er soll nicht gewarnt werden vor unserm Besuche in Speier. Also schweigt und seid hurtig."

Ein gebieterischer Wink mit der Hand sandte die drei Getreuen hinaus. Mit verstörten Mienen eilten sie ihres Königs unbegreifliche Befehle zu vollziehen. —

Eine Stunde später öffneten sich, in ihren Angeln dröhnend, die eisenbeschlagenen Thore des Königspalastes; zwei vom Scheitel bis zur Zehe in dunkler Rüstung gewappnete Männer ritten heraus und lenkten ihre Rosse dem Römerberge zu, dann sich rechtswendend in das Gewirr der Gassen hinein, welches sich nach dem Thore an der Mainbrücke hin erstreckte. Etwa fünf Minuten später folgte ihnen ein ganzer Trupp von einem Dutzend Andrer. Auch sie waren gerüstet und gepanzert, aber ohne unterscheidende Zeichen, ohne leuchtende Kleinode auf den Helmen, ohne vergoldete und in bunten Farben schillernde Wappen auf den Schilden, woran man Geschlecht und Rang der Reiter hätte erkennen können — falls das überhaupt möglich gewesen wäre in der dunkeldämmerigen Nacht, die nur so viel Helligkeit hatte, daß man sich allenfalls getrauen durfte, den Weg zu finden. Denn wenn auch der Mond am Himmel stand, so bedeckten ihn doch dichte Wolkenschichten, die nur dann und wann, vom Nachtwinde vorübergetrieben, auf Augenblicke seine Strahlen freiließen.

Der Reutertrupp war über den Römerplatz bis zum Anfang der schmalen Gasse gekommen, in welche er den beiden als Vorhut voraufgesandten Reitern folgen wollte, als ein unerwartetes Hinderniß ihn aufhielt.

Um über den Grund desselben Rechenschaft geben zu können, müssen wir für kurze Zeit in das uns wohlbekannte Haus des Meisters Freydank von Heringen zurückkehren.

Zehntes Kapitel.

Ein nächtlicher Besuch und eine Entführung.

Während König Günther sich zu seiner nächtlichen Fahrt gewappnet hatte, war die Tochter des Arztes emsig thätig gewesen in dem stillen Wohnzimmer, in dem sie jetzt, wenn der Vater sich zur Ruhe begeben hatte, allein die Abendstunden zuzubringen pflegte. Ihre Hände bewegten sich flink, um eine Näharbeit zu vollenden, auf welche der Schimmer ihrer hellen Messinglampe niederfiel. Es blitzte wie ein Kleinod im Schein dieser Lampe, was sie unter den Händen hatte, und mit der Nadel auf

eine Unterlage von dunklem Sammt befestigte; ein Kleinod war es aber auch, nämlich eine silberne Agraffe, welche Margarethe an ein Knabenbirett festnähte und so ansetzte, daß in die Agraffe ein stattlicher Strauß von Federn eingeschoben werden konnte. Auf einem Stuhle neben der fleißigen Arbeiterin lagen andere Bestandtheile eines Knabenanzugs, aus glatten glänzenden Stoffen, Tuch und Sammt und Seide. Das Alles hatte Margreth so still in den Abendstunden, wenn der Vater in seinem Kämmerlein war, zu Stande gebracht, und war stolz auf ihre Geschicklichkeit.

Die Zeit des Faschings nahte heran. Darauf rüstete sich eben alles, was jung und lebenslustig war in der Stadt. Schönbartlaufen und Mummenschanz, Umzüge der Gilden, Gastereien und Tänze, das alles wurde Jahr für Jahr mit wachsendem Schwung getrieben und gehalten, und dieses Jahr standen doppelte Freuden in Aussicht, weil der römische König mit all seinem Gefolge da war, dem Ganzen doppelte Bedeutung zu geben. Auf einem der Tänze, der in einem Geschlechterhause gehalten werden sollte, wollte Margarethe, in einen anmuthigen Pagen vermummt, erscheinen; nur ein Paar Freundinnen waren in dieß große Geheimniß eingeweiht, sonst Nie-

mand, auch der Vater nicht, denn auch er sollte geneckt und überrascht werden durch den lustigen Sohn, den ihm die Fastnacht zum Angebinde gebracht.

Margarethe saß mit heiterem Sinnen über ihre Arbeit gebeugt: nur eine Sorge lag dabei auf ihrem Herzen, eine Sorge, die sie aber mit vielen andern jungen Herzen theilte — die Angst, daß am Ende all die verhießene Freude zu Wasser werde über der bösen Seuche, die in der Stadt sich eingenistet hatte und, wie der Vater bedenklich kopfschüttelnd andeutete, nachdem sie eine Weile nachgelassen, jetzt wieder im Wachsen war. Es war nichts geringeres als das, was man dazumal die Pest nannte, jene Geißel, deren Name uns als der schrecklichste der Schrecken ertönt, an die man aber leider in König Günthers Tagen sich hatte gewöhnen lernen, wie wir heute uns an die Cholera haben gewöhnen müssen. Doch, wenn man auch mit resignirter Ruhe bereits von dem Stande der Krankheit in den Bürgerhäusern reden mochte, ja wohl der übertriebenen Gerüchte spöttelte, welche auswärts über die Verheerungen im Schwange waren, so die Seuche in der alten Reichsstadt am Main anrichte — in Einem Hause Frankfurts hatte der Stand der Dinge eine doppelte Bedeutung und

doppelten Ernst — und dieß Haus war natürlich das des geschicktesten Arztes.

Heute mußten obendrein Margarethens Gedanken sich mit diesem traurigen Gegenstande mehr als je beschäftigen. Der Vater war Abends von seinen vielen Gängen todtmüde zurückgekehrt, hatte aber nichts desto weniger noch eine Arznei bereitet für einen armen Handwerker, von dem er erzählt hatte, daß ihn die Seuche befallen. Der unglückliche Mann lag Margarethen im Sinne; sie wußte, daß er der Ernährer einer zahlreichen Familie sei, die in die erbarmenswertheste Noth und Verlassenheit gerieth, wenn er der Krankheit zum Opfer fiel. Die Leute durften die Arznei nicht abholen, denn ihr Haus war durch die Obrigkeit abgesperrt; am andern Vormittag sollte ein Siechenwärter, der für hohen Lohn gedungen war, den Heiltrank hohlen. Aber war es dann nicht vielleicht schon zu spät? Wer wußte obendrein, um welche Stunde der Mann, der jetzt so viele solcher Gänge zu machen hatte, bis zu dem Hause des kranken Handwerkers kommen werde? Der Unglückliche war ja vielleicht schon starr und todt, wenn das zu ihm gelangte, was ihm das Leben erhalten sollte!

Margarethe dachte an den verjagten Vetter. Wäre Simson noch da gewesen, sie hätte wohl Rath

gewußt. Er hätte sich nicht zwei Mal von ihr bitten lassen, den Gang zu thun. Er war ja Arzt, wie ihr Vater, und kannte so wenig Angst vor der Ansteckung wie dieser. Aber, — so sagte Margarethe sich dann mit trutzigem Aufwerfen ihrer kirschrothen Lippen, wie um sich selbst zu zeigen, daß keinerlei Grund da sei, um irgend eines Dinges willen den ihr verhaßten abscheulichen Simson zurückzuwünschen — aber, weßhalb denn auch Angst haben? Margarethe fürchtete sich auch nicht — und da lag ja der Männeranzug fertig neben ihr: wenn sie in den gekleidet auf der Stelle selbst ginge, in das Haus des armen Schreinermeisters die Arznei zu tragen? Welche Gefahr konnte dabei sein? Auch nicht die geringste. Alles lag in nächtlicher Ruhe. Trieb sich auch oft gefährliches Gesindel nächtlich auf Straßen umher — jetzt war das weniger als je zu fürchten, denn wo der römische König Hof hielt, da war Frieden geboten unter Königsbann und des Marschalks Rotten, die von Zeit zu Zeit die Straßen durchzogen, hielten streng ihn aufrecht. Margarethens Entschluß stand in kurzer Zeit fest. Die Agraffe prangte am Sammtbirett — das junge Mädchen bedeckte ihr aufgebundenes Haar damit; dann schlüpfte sie in ihre schmucke Fastnachtstracht — das Vergnügen, welches sie dabei

empfand, hatte vielleicht auch ein ganz klein wenig Theil an ihrer mildthätigen Handlung und ihrem Eifer für das christliche Liebeswerk; endlich, als sie fix und fertig wie ein schlanker Bursch von sechszehn Jahren dastand, schlug sie des Vaters dunklen Mantel, der an der Thüre am Pflock hing, um, öffnete den Schrein, worin die Flasche mit dem Heiltrank stand, und nachdem diese sorglich in die Seitentasche des Mantels geborgen war, ging sie, mit dem Hausschlüssel versehen, leisen Schritts die Treppe hinunter und schlüpfte zur Hausthüre hinaus. Draußen war Alles still. Mit rascher klopfendem Herzen, doch muthig wagte sich Margarethe in die dunklen Straßen. Nach etwa zehn Minuten hatte sie das ihr bekannte Haus des Kranken erreicht. Ein Lichtlein schimmerte aus der Krankenstube im Erdgeschoße matt in die Finsterniß hinein. Margarethe klopfte sanft an die Thüre. Nach einer Pause kamen schlürfende Tritte; eine Stimme fragte, wer Einlaß begehre. Als Margarethe geantwortet hatte, öffnete sich die niedere Hausthüre, die Frau des Pestkranken stand dahinter und nahm den Heiltrank mit tausend Danksagungen für des Meisters Freydank Menschlichkeit, daß er so spät noch die Arznei sende, in Empfang. Margarethe erkundigte sich nach dem Kranken, die Frau antwortete

weinend, daß es um nichts besser stehe, und daß nun auch ihr ältestes Töchterlein erkrankt sei . . . . mehr hörte Margarethe nicht, denn es wurde ihr doch unheimlich zu Muthe in dem Hause des Unglücks und hastig schlüpfte sie wieder davon. Mit beflügeltem Schritt eilte sie heim. Unaufgehalten war sie aus dem Gassengewirr bereits wieder auf dem Römerberg angekommen, als sie plötzlich wie vom Blitz getroffen stehen blieb.

Sie sah nämlich die Thüre zu ihrem Hause sich öffnen, eine Gestalt daraus hervortreten, an der Schwelle stehen bleiben und, nach raschem Umblick rechts und links, wieder im Hause verschwinden.

Es war ein langer hochgewachsener Mann, den Margarethe zu ihrem Schrecken aus ihres Vaters Hause hervortreten sah.

„Was kann das bedeuten? Wer kann das sein?!“ fragte sie sich, die Hand auf ihr hochklopfendes Herz legend.

Sie hatte zu gute, scharfe Augen, um sich sagen zu dürfen, sie habe sich getäuscht, es sei vielleicht ihr Vater selbst gewesen, der ihre Abwesenheit wahrgenommen habe und, sie zu suchen umhergehe. Nein, es war ein Fremder, das hatte sie deutlich erkannt — aber, war es nicht möglich, daß während ihrer

Abwesenheit Jemand gekommen, ihren Vater zu einem schwer Erkrankten zu rufen? daß Freydank sich eben jetzt rüste, ihn zu begleiten und daß unterdeß der Bote da unten im Hausflur auf den Meister harrte? Gewiß, so war es — Margaretha zweifelte kaum mehr daran, und schritt deßhalb jetzt wieder getrost schnell voran. Sie erreichte das Haus. Die Thüre war nur angelehnt; das junge Mädchen schob sie geräuschlos auf. Unten im Flur war Niemand. Leise ging sie weiter, trotz der vollständigen Finsterniß doch sichern Schrittes durch den ihr so bekannten Raum, bis zur Treppe, die nach oben führte. Aber kaum war sie die ersten Stufen hinangekommen, als sie oben in der Wohnstube den Wechsel fremder Stimmen vernahm: auf's neue zu Tode erschrocken, stieg Margarethe jetzt sacht weiter hinauf — je höher sie kam, desto deutlicher vernahm sie, was drinnen geredet wurde — die Todtenstille der Nacht ließ es vernehmlich an ihr Ohr klingen; es waren auch nicht mehr bloß fremde Stimmen — eine darunter erkannte sie jetzt nur zu wohl . . . . sie erfüllte sie mit neuem Schrecken — es war die Stimme Simsons!

Margarethe schlich sich behutsam bis an die Thüre zur Wohnstube und horchend vernahm sie das folgende Gespräch:

„Und in diesen vier Wänden habt Ihr Euer ganzes Leben zugebracht, friedfertiger Junker von Heringen?“ sagte einer mit heiserem Ton.

„Was habt Ihr wider diese Wände?“ antwortete die Stimme Simsons. „Seid Ihr bessere gewohnt? — Ihr stoßt Euch weder den Schädel an der Decke ein, so lang Ihr auch seid, noch werdet Ihr behaupten, daß Euer Wamms, wenn Ihr ein Bedürfniß bekommt, Euch den Rücken an einer dieser Wände zu reiben, davon mehr Flecken bekomme, als es vorher hatte.“

„Aufs Maul geschlagen ist er nicht, langer Echter,“ fiel hier eine dritte, auffallend rauh und tief klingende Stimme ein.

„Und doch,“ sagte die erste, blechern heiser tönende wieder — „ein verwetterter Kauz: so immer im selben Loche zu hocken, Kräuter zu kochen und Pillen zu drehen!“

„Es ist Frömmigkeit, eitel Frömigkeit,“ versetzte lachend der, welcher vorhin geredet hatte, und der Niemand anders war, als der treffliche Burkhard von Ehrenfels, den wir kennen; „da“ fuhr er fort, „der edle Simson einsah, daß er dem Fegefeuer doch nicht entlaufen könne, hat er ein Stück davon freiwillig durchgemacht auf Abschlag!“

„Was verschlägt's Euch, weßhalb ich's gethan

habe," antwortete Simson, während Margarethe zugleich etwas knarren hörte, als ob es die Thüre zum Schrein, der in der Stube stand, gewesen wäre: „was verschlägt's Euch — ich werde Euch drum keine Schande machen, als Euer Freund und Gesell, wenn ich oben auf meinem Felsen ‚hocke,' wie der Echter sich ausdrückt — in dem lustigen festen Burghaus, das mir der Lützelburger zum Lehn inne geben wird."

„Hoffentlich!" antwortete die rauhe Baßstimme.

„Wie? hoffentlich?" fiel Simson lauter und heftiger als er bisher gesprochen ein — „ich meine, die Sache wäre fest abgemacht unter uns?!"

„Ei freilich ist sie das, kolleriger Bursch, der Ihr seid!" lautete die Antwort.

„Was wollt Ihr dann mit Euerem: hoffentlich?"

„Hoffentlich," versetzte der Andre, „werdet Ihr uns keine Schande machen, wie jetzt Langeweile mit Euerem Suchen und Kramen in dem alten Schrein, das habe ich sagen wollen. Sputet Euch doch!"

„So habt Ihr's gemeint! dann will ich mir's gefallen lassen. Doch wär's mir immer noch lieber gewesen, Ihr hättet mir auch nur ein winzig Stücklein Pergament, aber mit König Karls eigener Unterschrift, gegeben. Ja, lieber wär's mir gewesen!"

„Als unser Wort?“ fiel hier die heisere Stimme Echters ein — „Kreuz und Dorn!“

„Zu allen höllischen Teufeln, ja, wenn Ihr's wissen wollt!“ erwiederte Simson barsch. „Ihr seht, fluchen kann ich auch!“

„Nun, nun, nur ruhig, Mann,“ entgegnete Echter; — „wie könnt Ihr dem König Karl ansinnen, daß er sich so in Eure Hand gibt? Wenn Ihr's nun verriethet?“

„Ich bin kein Verräther!“ sagte Simson unwillig.

„Desto besser für Euch,“ antwortete Echter. „König Karl ist kein Narr. Desto besser für ihn.“

„Nun laßt's gut sein,“ versetzte Simson. „Für eine der Reichsburgen am Rhein- oder Mainstrom muß unser Eins schon etwas wagen: und dann soll's ein fröhlich Leben aus dem Stegreif werden. Heute hier, morgen dort. Immer die Schwerter blank, die Schilde verhauen; kein Strauß, kein Ringelstechen, kein lustig Abenteuer, wo der Simson von Heringen nicht dabei wäre! Und hier hab' ich so ziemlich Alles, was ich brauche, glaub' ich“ . . .

„Ja wohl ist's ein fröhlich Leben,“ murmelte Echter — „solch ein Leben aus dem Stegreif, nach dem dieser Bursch verlangt! Heute Nacht im Schnee-

gestöber und Wind im Graben gelegen und gelauert, bis ein schäbiger Jude daherkommt, dem's an die Geldkatze und, wenn er zu laut: Au waih! schreit, an die Gurgel geht. Morgen ein Strauß mit einem Pack reichsstädtischer Krämer, die Euch zu stark werden und Euch den Buckel mit ungebrannter Asche reiben, daß er krumm zusammengeht, und Ihr ihn die nächsten sechs Wochen und drei Tage nicht wieder gerade strecken könnt. Ein sehr fröhliches Leben! Zur Abwechselung einmal ein ‚Grüß Dich Gott' mit einer Rotte Stadtknechte, wobei sie Euch den Gaul unterm Leibe zusammenschmeißen, Euch am Genick fassen und in eine Ecke bringen, wo Ihr denn freilich sicher seid vor Schnee und Regen, Wind und Hagelschlag, Sonnenschein und Mondeslicht! Ein überaus fröhliches Leben! Und bis Eure Freunde das Lösegeld zusammengeschossen haben — ja, man weiß das ja, wie rasch es geht, wenn man einmal gut aufgehoben im Thurm nistet und ihnen nicht mehr schadet und nicht mehr nützt. Ein ausgezeichnet fröhliches Leben! Kreuz und Dorn! Ich wollte, zehntausend Teufel holten es!"

Diesen ganzen Stoßseufzer vernahm freilich Margretha keineswegs; sie hörte nur ein Auflachen Burkhards, und dann hörte sie Simson, hinter des-

sen Rücken der wackere Echter von der Rhön seine ingrimmige Rede losgelassen hatte, sagen:

„Ich bin fertig, ich habe Alles gefunden!“

Zugleich vernahm sie, wie der Schrein behutsam geschlossen wurde.

„So kommt,“ sagte Burkhard von Ehrenfels, „daß wir zu der Quacksalberbude hinaus kommen, ehe der Alte uns aufwacht!“

„Laß ihn erwachen,“ meinte Echter — „wenn er uns anders als Hausherr bewillkommnen und einen Trunk kredenzen will“ — und dabei schlug der lange Turnierfechter frech mit seiner Wehr auf den Tisch — „so mag der Herenmeister kommen!“

Margarethe hatte beim ersten Schritte, welcher drinnen der Thüre zu gemacht wurde, im höchsten Schreck die Flucht ergriffen, die Treppe hinab, über den Hausflur, auf die Straße hinaus.

Die drei Männer folgten ihr; sie kamen eilfertig, wahrscheinlich selbst etwas erschrocken über den Ausbruch kecker Unverschämtheit, den Echter von der Rhön begangen hatte, hinter Margarethe drein, und als sie aus dem Hause Freydanks traten, die Thüre hinter sich zuziehend, glaubte Margarethe, die just sich umschaute, zu erkennen, daß sie von ihnen wahrgenommen sei — sie glaubte zu sehn, daß die drei

nach ihr deuteten; mochte sie sich darin täuschen oder nicht, so viel war gewiß, daß jene, mit eiligen Schritten daher kommend, denselben Weg einschlugen, den Margarethe auf ihrer Flucht vor ihnen genommen hatte.

Sie begann nun, in ihrer Angst keinen andern Ausweg sehend, zu laufen: aber die Flucht sollte sie zu einer fast noch ärgeren Begegnung führen, als die war, vor welcher sie sich retten wollte — in ihrer Hast und Aufregung hatte sie den dröhnenden Hufschlag vieler Rosse, die sich ihr nahten, nicht beachtet und so kam es, daß sie sich plötzlich mitten zwischen einem ihr entgegenkommenden reisigen Zuge gerüsteter Männer befand.

„He, schlanker Bursch, wohin mit Euch so hastig,“ sagte der vorderste der Reiter, indem er mit der eisenumkleideten Faust nach ihr vom Pferde herunterlangte und sie an der Schulter ergriff.

Margarethe sah in stummem Schrecken zu ihm hinauf — sie wußte nicht, was sie sagen sollte — sie konnte nicht reden in ihrer Athemlosigkeit und ihrer verdoppelten Angst — wirr flogen ihre Blicke umher, über den ganzen dunklen Schwarm, der sie umringte . . . Da hörte sie eine Stimme vom volltönend-

sten Wohllaut aus der Reihe derer, die zuletzt in dem Zuge ritten, halblaut herüberrufen:

„Was gibt es, Marschall — was haltet Ihr und hemmt uns?“

„O König Günther!“ sagte Margarethe tiefaufathmend und zur Hälfte bereits ihrer Furcht entledigt — „das ist der König!“

„Ein Bursch ist's, der gegen uns anprallte, als ob er vorhätte, uns umzurennen,“ antwortete der Marschall — der Mann, welcher Margarethe gefaßt hielt. „Er kennt Euch,“ fuhr er fort, „und wenn wir ihn laufen lassen, wird er schwatzen“ . . . .

„So nehm' ihn Einer von Euch auf die Kruppe seines Pferdes, und wenn wir einige Stunden Wegs von der Stadt sind, mag man ihn laufen lassen — dann kommt er zu spät heim, um mit seiner Zunge Schaden anrichten zu können.“

Beinah noch bevor der König seinen Befehl ganz ausgesprochen hatte, fühlte sich Margarethe von der kräftigen Faust des Marschalls unter die Achsel gefaßt, und als ob sie eine Feder sei, in die Höhe gehoben.

„Da, Ritter Klaus von Honegg, ich will Euch das Kräutlein zum Reisegefährten geben — setzt es hinter Euch auf den Gaul, aber zerbrecht es nicht,

es ist gar leicht und schwank" — und mit diesen Worten brachte der Marschall Margarethe seinem Nebenmann nahe, der still lachend seinen Arm um ihren Leib schwang und sie hinter sich aufs Pferd zog.

„Haltet Euch nur an der Rückenlehne meines Sattels fest, und sitzt ruhig" — sagte der Ritter Klaus von Honegg, im selben Augenblick sein Thier wieder in raschen Schritt bringend; „wenn Ihr viel herumrutscht da hinten, so nimmt mein Hengst es übel, denn eigentlich ist die Ueberfracht wider den Kontrakt, den wir abgeschlossen haben, er und ich!"

Margarethe ließ willenlos und schweigend geschehen, was man mit ihr vornahm. Sie dankte ihrem Schöpfer, daß man sie nicht mit Fragen bestürmte. Sie hätte um Alles in der Welt nicht gestehen mögen, wer und was sie war. Was hätte der König von ihr gedacht, wenn er Meister Freydanks Tochter so Nachts in Männertracht flüchtig auf der Straße gefunden — sie hätte ja in den Boden sinken müssen vor Scham! Und was hatte sie zu befahren, da er bei dem Zuge war? Das schützte sie vor jeder Gefahr, auch wenn es bei grauendem Tage entdeckt werden sollte, daß ein Mädchen in dem Bubenwamms stecke! Mit diesem Gedanken beruhigte

sie sich und kam über die ersten Augenblicke der Verwirrung hinweg, in welche ihre neue Lage sie versetzte.

Eilftes Kapitel.

Freydank und Simson versöhnen sich.

Ihre Verfolger unterdeß waren klüger gewesen als sie; statt dem daherkommenden Reiterschwarm entgegen zu laufen, hatten sie sich rasch zur Seite in den dichtesten Schatten der benachbarten Häuser gedrückt, und waren von hieraus Zeugen geworden, wie Margarethe aufs Roß gehoben und davon geführt wurde.

Als der Zug vorüber, traten sie wieder zusammen.

„Das ist eine Geschichte, so wunderlich als hätte man's geträumt!" sagte Echter von der Rhön.

„Meint Ihr?" antwortete Simson ingrimmig— „ich hätte es mir nicht träumen lassen, nein, das wahrhaftig nicht!"

„Versteht Ihr's denn?" fragte Burkhard von Ehrenfels.

„O ich glaub schon, daß ich's versteh... kanntet Ihr die Stimme von dem Einen, der sprach, nicht?

Merktet Ihr's nicht an dem herrischen Ton, wer das war?"

„Nun, wer war es? Macht Eurem Ingrimm Luft, und sagt's einmal!" erwiederte Echter.

„Der Günther von Schwarzburg war es!" fiel Simson ein.

„König Günther?"

„Auf welch Abenteuer zieht denn der in dieser Nacht aus?!" riefen wechselweise die zwei Turnierfechter.

Simson murmelte etwas zwischen den Zähnen, was einem Fluche glich.

„Kreuz und Dorn," sagte Echter von der Rhön, — „wohin kann er wollen, so in der Stille, ohne daß ein Mensch in der Stadt es ahnt" . . .

„Es wird doch keinen Handstreich, keine Hintertücke wider den Böhmen absetzen sollen!" rief Burkhard aus.

„Dann wär's wohlgethan, wenn Einer von uns sich auf den Gaul würfe und die Herren in Speier warnte" . . . . meinte Echter.

„O seid unbesorgt um Euren Böhmenprinzen," hohnlachte Simson — „die Sache ist anders angethan. Das ummantelte Wesen, welches aus des Freydanks Hause vor uns her lief, und das Ihr

für einen jungen Burschen hieltet, der uns belauscht habe, — ich kann mir's jetzt denken, wer es ist. Es ist alles ein abgekartet Spiel: die Margareth, des alten Meisters Dummbart Töchterlein, hat sich von dem saubern thüringischen Vogelsteller, der sich einen römischen König schelten läßt, ins Garn locken lassen"....

„Was schwätzt Ihr da?" fuhr Echter von der Rhön erstaunt dazwischen .... „ist der Schwarzburger denn ein Mädchenjäger? Kreuz und Dorn, das wäre lustig!"

„Halt Dein Maul und, hör' zu!" fiel Burkhard seinem Gesellen ins Wort. „Weiter, Junker Simson von Heringen — erzählt uns die Geschichte ganz, denn sie gefällt mir. Wie kommt der Schwarzburger mit des Arztes Kind zusammen?"

„Der Schwarzburger hat in des Arztes Hause gewohnt — unter dem Vorgeben, er sei krank und der Salben des alten Freydank bedürftig."

„Und da hat er Buhlschaft mit der Dirne getrieben, der heilige Mann?"

„So ist's und mir soll der Teufel auf seiner feuerigen Folterbank die Glieder recken, wenn sie's nicht war, die sich eben davon stahl, aus ihres Vaters Haus fort, um sich von ihrem Buhlen entführen zu lassen."

„Freilich — was zum Henker hätte er sonst wie ein Strauchdieb Nachts mit geringem reisigem Zeug auf der Straße zu thun?!“ rief Echter aus.

„Er wird sie in irgend einen Versteck auf einer der nächsten Burgen, die ihm offen stehn, bringen,“ meinte Burkhard.

„Gewiß — hier in der Stadt, in seiner Pfalz wird's nicht angehen, sie unterzubringen, so daß weder Huhn noch Hahn danach kräht.“

„Nun schaut, wie gut es ist, wenn unser Eins Abends nicht zu früh zu Bette geht . . . wenn wir die Geschichte Freund Kagelwidt, dem trefflichen Kanzlar des Böhmenkönigs, hinterbringen, trägt sie uns eine Hand voll Silbermarken ein!“

Simson von Heringen war von seiner Leidenschaft des Hasses und der Eifersucht so verblendet, daß er von der Deutung, welche er dem beobachteten Vorgang gab, selbst völlig überzeugt war.

„Ein sauber Stücklein für einen König!“ fuhr er fort. „Doch was sollt' er nicht! Wer wird's ihm wehren! Niemand! Aber eintränken wird Dir's Einer, Ritter Vogt von Greifenberg, das gelobe ich Dir — ja, eintränken, 's ist das rechte Wort! O Gott, laß mir's gelingen . . . . um den Preis will ich mich ausstoßen lassen von den Menschen wie ein

Miselsüchtiger, über dem sie bei lebendigem Leibe das Todtenamt und das de Profundis singen, dessen Athem und Anblick die Pest bringt, dessen Namen todt ist unter den Lebenden, dessen Gut die Erben theilen. . . ."

„Kreuz und Dorn, das heißt sich wie ein rechter Quacksalber verfluchen — hört auf von Euerer Miselsucht; es graut Einem davor, selbst wenn man wie unser Eins ein Paar Dutzend Jahre lang Stegreifritterschaft getrieben hat. Wahrhaftig, so hinaus gethan zu werden, ins einsame Hüttlein neben der Pestkapelle auf der Haide, bis einen der Aussatz aufgezehrt hat . . . ein ausgezeichnet fröhliches Leben — noch fröhlicher als einen Heckenreiter zu machen. Ich dank Euch für den Trost, Junker Simson!"

In diesem Augenblick klang ein leiser Ruf:

„Margareth — Margareth!" durch die Stille der Nacht.

Die Männer wandten sich der Seite zu, woher der Ruf erscholl.

Auf der Schwelle von Freydanks Hause stand der alte Arzt selber: er blickte ängstlich nach seinem Kinde aus. Gewiß hatte ihn das Geräusch, welches der nächtliche Besuch in seinem Hause beim Verlassen desselben gemacht, aufgeweckt: er hatte sein Kind

wecken wollen und hatte es nicht gefunden, und durchirrte nun suchend, ihren Namen rufend, alle Räume, bis er, von tödlichen Schrecken befangen, auf die Straße hinabgekommen.

„Der Alte, der sie sucht!“ rief Simson mit unterdrückter Stimme, aber durch den Ton einen innern Jubel verrathend, aus . . . „Der Alte ist's . . . der kommt mir wie gerufen — in dessen Brust kann ich einen Theil der Raserei ausleeren, welche in mir kocht — o komm nur, komm, alter schellenlauter Narr — Du sollst Dinge hören, die sich ärger in Dein Herz krallen und Deine Lungen schneidender zusammenpressen, als wenn Du mit einem Male alle giftigen Pilze geschluckt, die ich Dir jemals auf der Ofenbank gedörrt habe!“

Und damit schritt Simson rasch dem Meister Freydank zu, aber gleich darauf wandte er sich zu den beiden Andern zurück, und raunte Echter ins Ohr:

„Geht Ihr hin — mir könnte er's nicht glauben wollen — mich könnte er einen Lügner heißen. Geht Ihr, Echter, und sagt's ihm, wo seine Tochter geblieben ist. Macht's klug — geht rasch, sonst eilt er wieder hinein!“

Echter schien der Auftrag ganz willkommen zu sein, denn im selben Augenblick schoß er mit seinen

langen Beinen aus dem verbergenden Schatten, in dem sich die drei Männer aufhielten, heraus, und eilte gerades Weges zu Freydank hinüber, der just im Begriffe stand ins Haus zurück zu kehren, nachdem er vergebens seine Augen überall forschend umherschweifen lassen.

Als der Arzt den Schritt des Nahenden vernahm und die hohe, auf ihn zuwandelnde Gestalt erblickte, trat er wie neu erschreckend ein Paar Schritt zurück. Dann rief er Echter entgegen:

„Wer ist's — wer kommt?"

„Gut Freund, Meister — ich hörte Euch: Margareth! rufen — wart Ihr's nicht, der: Margareth rief?"

„Ja, mein Kind, meine Tochter rief ich .... ich suche nach" ... der Meister unterbrach sich, indem er wie mißtrauisch zu dem langen Turnierfechter hinaufblickte, welcher jetzt vor ihm stand.

„Ihr sucht nach ihr — spart Euch die Mühe, Meister." —

„Was wißt Ihr von ihr?"

„Nun, ich meine nur, solch ein Kräutlein, das man Nachts auf der Gasse suchen muß, ist ja gar nicht der Mühe des Suchens werth! — Doch — vielleicht ist's nur Behagen an frischer Luft — dann

gönnt Ihr den Spaß! Vielleicht auch ist sie bei andren wackren Dirnen und etlichen guten Gesellen, mit denen sie die Tänze für die Fastnacht einübt . ."

„Herr, wißt Ihr etwas von meinem Kinde, so sprecht — sonst haltet mich nicht mit müßigem Geschwätz auf!" antwortete Freydank halb flehend, halb zornig.

„Ja seht, weil Euch denn die Angst so arg das Herz abzudrücken scheint . . . doch, was geht's mich an — bin ich doch all mein Lebenlang zu vorschnell mit dem Maul bei der Hand gewesen — ich will mich lieber einmal hüten — mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, heißt es in der heiligen Schrift — geht, legt Euch aufs Ohr und haltet Euch ruhig, alter Mann — man wird Euch die Tochter seiner Zeit schon wiederbringen, glaubt's mir!"

„Mensch, was weißt Du von ihr?!" fuhr jetzt Freydank heraus, indem er hoch seine gebeugte Gestalt aufrichtete und mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte den Turnierfechter an der Brust faßte.

„Gemach, gemach, Graukopf; wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte, schlüg ich Dich zu Boden. Auf die Art holst Du's nicht aus mir heraus, was ich gesehn habe."

Damit schüttelte Echter den Arzt von sich ab

und dann seine breite schwere Faust auf Freydanks Schulter legend fuhr er fort:

„Gebt Ihr mir Euer Wort, daß Ihr mich nicht verrathet?"

„Was soll da zu verrathen sein," fiel Freydank ihm in die Rede „ich kenn Euch ja gar nicht!"

„Ja so — freilich — und desto besser! Hört also: — vor kurzer Weile, als ich eben dort aus der Gasse herauskomme, um heim in meine Herberge zu gehn, seh' ich die Thüre Eures Hauses sich öffnen: hastig schleicht ein Mädchen in einen Mantel gehüllt heraus — zu gleicher Zeit sah ich von dort, vom Saalhof her, einen kleinen Trupp Reiter kommen — auf die eilt Euer Kind mit beflügeltem Schritte zu — ich meine schon, die Dirne ist toll und wird im nächsten Augenblick von den Hufen der Pferde niedergetreten sein; aber nein, die Reiter halten, der vorderste beugt sich zu ihr nieder — umfaßt sie, zieht sie lachend in die Höhe, sein Nebenmann nimmt sie zu sich aufs Roß, macht ihr sorglich Platz auf der Kruppe hinter sich — das ging Alles so ohne Anstand und rasch vor sich, man sah wie's vorher überlegt, geordnet und abgekartet war! — Was sie sprachen, verstand ich nicht, ich war nicht nahe genug, denn wie Ihr denken könnt, hielt ich mich säuberlich

zur Seite im Schatten der Häuser — aber eine der Stimmen kannt' ich . . . ."

„Und diese Stimme?" . . . rief in athemloser Spannung Freydank.

„Diese Stimme," versetzte der Turnierfechter, „kannt' ich nur zu gut, — viele Leute kennen sie, alter Mann — mit einem Wort, die Stimme war die König Günthers, des Schwarzburgers."

„Günthers?!" rief der Arzt aus, in einem Tone, — er hätte nicht mehr Verwunderung ausdrücken können, wenn der Himmel über ihn eingebrochen wäre.

„Ihr wißt's nun — jetzt thut, was Euch gefällt; mich kümmert's weiter nicht — wer's Euch gesagt hat, das kann Euch ein's sein!"

Mit diesen Worten schob sich der lange Echter eilig von dannen.

Meister Freydank von Heringen stand wie vom Donner gerührt da und versuchte nicht ihn zurückzuhalten. Sein Kopf schwindelte ihm.

„Margarethe — Margarethe!" rief er endlich mit dem Tone herzzerreißenden Schmerzes aus, und stützte, wie um sich aufrecht zu halten, die Hand gegen den Pfosten seiner Thür. „Ist das wahr — wahr . . . . o der Bube, der Simson hat's mir ja gesagt . . . weßhalb hab' ich's hochmüthig nicht an-

hören wollen — habe ihn von meiner Schwelle gestoßen wie einen Hund, weil er's zu denken wagte — den Simson, den redlichen, treuen Diener, der in meinem Hause aufgewachsen ist und den ich erprobt habe seit Jahren! Ich hirnbethörter Mann! Aber wie sollt ich's glauben? Männer haben ihre Weiber verlassen; Söhne ihre Väter, ja Engel den Himmel . . . aber daß Margarethe mich verließe, das Kind mich — nein, nein, das konnt' ich nicht glauben . . . und um seinetwillen, um ihn . . . Er ist in mein Haus gekommen, in mein Haus, statt einzureiten in den Hof eines der stolzen Geschlechter . . . ich Narr hätte seine Sohlen küssen mögen in der Freude meines Herzens. Das also war's, weßhalb mir die Ehre widerfahren! Der Hohn reißt dieser Ehre die Larve ab und nun steht die Schande da und grinset meinem Hochmuth ins Gesicht. O mein gerechter Gott, die Welt wankt um mich, wenn auch Er, auch Er wankt ohne Treu und Glauben!!"

So ungefähr mochte, in Worte übersetzt, lauten, was schnell durch des Arztes Seele fuhr. Er ballte die Hände bald, bald schlug er sie jammernd zusammen, wie an die Stelle, wo ihn der Unglücksschlag getroffen, festgebannt.

In diesem Augenblick tauchte neben ihm eine Gestalt auf, die wie aus dem Boden aufgewachsen schien, denn von ihrem Herankommen hatte Freydank in seiner Bewegung nichts wahrgenommen.

„Ihr, Meister Freydank"? sagte eine Stimme — „ums Himmelswillen, was habt Ihr, was ist geschehn, was kann ich thun für Euch?"

„Simson " rief der Arzt, „Du bist hier? Du bist's, Simson?"

„Ich bin's, Meister . . . es braucht Euch kein Wunder zu nehmen, daß ich's bin; alle diese Zeit her, wenn Ihr Nachts zu Eurer Hausthüre herausgekommen, zu einem Kranken gerufen — habt Ihr dann niemals rasch einen Schatten vor Euch herschwinden sehn?"

„Nein, niemals!"

„Und doch hättet Ihr's können. Ich war's. Ihr habt mich mit Schimpf und Hohn aus dem Hause gestoßen: Jahre lang hab' ich Euch treu gedient und habe Euch nie Grund zur mindesten Klage gegeben—"

„Nein, das hast Du nicht, bis . . ."

„Bis mich einmal der Zorn übermannte, weil ich sah, daß man Euch betrog; weil ich in der Wuth nicht wußte, was ich sprach — darum habt Ihr mir mit einem Fußtritt den Abschied gegeben. Aber ich,

ich hab's Euch verziehen . . . ich habe mir gesagt: Simson gedenke, was Du dem Meister für seine lange Lehre schuldest. Die Margarethe hat ihn auf- gehetzt wider Dich — sonst wär's nicht so gekom- men, wie's gekommen ist. Und weil's mich nicht ruhen ließ, bin ich nächtlich um Euer Haus geschli- chen. Es war mir, als müßt' ich's hüten. Es hängt ein Unglück über des Meisters Haus — so sagte ich mir und so war mir's immer — und so seht Ihr mich auch heute kommen . . ."

„O Du bist zu spät gekommen, Simson, zu spät, zu spät . . . sie ist auf und davon — Marga- rethe hat mein Haus verlassen, Margarethe ist fort!"

„Fort? Wohin!?"

„Zu ihm — auf sein Roß hat er sie gehoben und sie sind fort!"

„Der Schwarzburger?!"

„Noch vor einer Stunde hätt' ich gesagt: möge die Zunge verdorren, die solch eine That von König Günther behauptet!"

„So hab' ich's geahnt, Meister . . . ja ja, ich hab's gewußt, daß es so kommen würde."

„So ist's gekommen — es ist so . . . o sie war so heimlich und still freudig all die letzten Tage her; so ganz anders wie sonst . . ."

„Die Pest über den Ehrendieb, den Jungfernräuber, den falschen Gesellen!“ rief Simson aus. „Kam er doch so gleißnerisch zu Euch, that so vertraut, man hätte geschworen, König Günther und Ihr, Ihr wäret ein Paar guter Gesellen, Ihr hättet schon als Knaben mitsammen gebalgt. Wie wollt Ihr jetzt Euch rächen an ihm? Was wollt Ihr thun? Euer Arm ist machtlos wie das Fühlhorn einer Schnecke wider ihn. Und doch müßt Ihr Rache haben.“

Freydank schüttelte sein graues Haupt und blickte verzweiflungsvoll zu Boden.

„Wenn Ihr es ausrieft vor allem Volk? Wenn Ihr laut klagend in seine Pfalz dränget? Die Wachen würden Euch hinaus werfen. Aber was verschlägt Euch das — Ihr seid ein angesehener Mann in der Stadt, Meister, und bald würde es von allen Dächern geschrien werden, was der Schwarzburger an Euch that!“

„Meines Kindes, meine eigene Schande soll ich von den Dächern schreien lassen?“

„So verstellt Euch . . . thut, als ahntet Ihr nichts; bleibt des Schwarzburgers treuer Diener, harrt bis Eure Zeit kommt“ . . .

„Welche Zeit?“

„Nun die, wo er Eurer bedarf: wo er den Arzt braucht... dann mischt ihm ein Tränklein —"

„Simson!" fuhr der Meister ihn an.

„Vergebt, Meister," fiel Simson rasch einlenkend ein — „Ihr habt Recht! die Wuth, die Erbitterung über das, was meinem Vetter und Lehrherrn geschehn, gibt mir böse Gedanken ein. Aber ist denn nichts, gar nichts zu thun!?"

„Nichts, nichts, nichts!" wehklagte der Arzt in maßlosem Jammer.

„So geht wenigstens hinein in Euer Haus"...

„Ja, Simson," antwortete Freydank — „führ mich hinein — meine Kniee verweigern mir den Gehorsam!"

„Ich? in Euer Haus? Ihr vergeßt, Meister"..

„Ich hatte Unrecht, Simson; ich bekenne es, ich that Dir Unrecht. Vergiß es. Du sagst ja, Du habest es vergeben! Laß mich nicht allein jetzt. Bleibe Du wenigstens! Komm, führe mich, Simson!"

Simson stand einen Augenblick unschlüßig, ob er zu Freydank zurückkehren solle oder nicht, ob es zweckmäßiger, für seine Anschläge fördernder sei, wenn er sich wieder zu den Turnierfechtern geselle, oder wenn er auf eine Zeitlang wieder den Gehilfen seines alten Meisters mache. Aber diese Alternative

schien keines langen Abwägens zu bedürfen; schnell gefaßt überschritt er die Schwelle und führte den wankenden Arzt in den dunklen Hausflur hinein, in dessen Hintergrund eine von Zugwind hin- und hergewehte flackernde Lampe stand. — —

Am andern Morgen, in früher Stunde, schritt ein gebeugter Greis über den Römerplatz dem Saalhofe zu. Wer ihm begegnete sah ihm betroffen nach und sagte sich wohl auch:

„Wie alt wird doch der Meister Freydank von Heringen; dem scheint die Pest so viel Arbeit und Mühe zu machen, daß ihm's vor lauter Sorge den Rücken krümmt."

In dem Hofe der königlichen Pfalz war es stiller denn gewöhnlich. Einige Troßbuben lungerten umher, ein Paar Reisige saßen auf der Steinbank neben dem Thor und würfelten; in einer Ecke des Hofes ließen Küfer durch das aufgähnende Kellerthor große schwere Fässer niedergleiten. Vater Märten saß daneben auf einer leeren Tonne, und überwachte dieß Werk, während er mit den Fersen auf den Reifen einen Marsch trommelte, daß es schallte.

„He, Freydank!" rief der Narr diesem entgegen, als er den Arzt eintreten sah — „Ihr kommt ja wie ein

Unglücksrabe angeschlichen — Ihr seht aus, Mann, nicht als ob Ihr die Krankheit verjagen, sondern als ob Ihr uns eine bringen wolltet."

„Ich verlange den König zu sprechen," sagte Freydank.

„Als ob Ihr's nur zu sagen brauchtet!" lachte der Narr. „König Günther schläft noch, weiser Meister."

„So weckt ihn. Ich muß mit ihm reden. Ich bin sein Arzt und darf zu allen Zeiten zu ihm eintreten."

„Und doch werdet Ihr heute nicht zu ihm eintreten, Meister Freydank — ich versichere Euch, Euer bedarf er heute nicht!"

Freydank sah mit scharfem zornigem Blick den Narren an. Er glaubte Hohn aus den Worten desselben herauszuhören.

„Was weißt Du davon?" fragte er, sich halb von dem Schalk abwendend, als wenn er an ihm vorüber in das Innere der Pfalz schreiten wolle.

„Hört, Meister, spart Euch die Mühe," fuhr Märten fort. „Der König — aber unter uns gesagt, denn keine Seele soll es wissen — der König ist nicht daheim in seiner Pfalz. Er ist in der Nacht mit wenigen Leuten stille davon geritten — er muß irgend ein lustig Stücklein ausführen wollen,

schau, darum hat er mir auch unterdeß das römische Reich zu hüten gegeben; seht Ihr nicht, wie ich's unter mir habe und wie es unter meinem Fußtritt zittert, das leere Faß, das es ist!"

Und damit begann der Schalksnarr von Neuem die hohltönenden Dauben mit seinen Fersen zu bearbeiten.

„Märten — sagt mir die Wahrheit," schrie aber Freydank dazwischen, indem er den alten Possenreißer heftig am Arme ergriff und beinahe von seinem Sitz heruntergerissen hätte — „ist der König daheim oder ist er es nicht?"

„Hochgelahrter weiser Mann — was ficht Euch für ein Raptus an — thätet Ihr mir auch den Arm zerbrechen — ich könnte doch nicht anders sprechen — der König zog lustig zur Pfalz hinaus — drum kehrt mit Euren Tränklein nach Haus. — Wir rufen Euch schon, falls wir sie bedürfen, — und üben indeß uns am Weine im Schlürfen!"

Freydank hörte seine Reimsprüche nicht bis zu Ende. Er wußte genug. In des Narren Geschwäz, in dessen pfiffigen Zügen und blinzelnden Augen sah er sein ganzes Unglück nur zu deutlich bestätigt. Er hatte den Gang unternommen, um diese traurige Bestätigung sich zu holen. Er wollte wissen, ob es denn

wirklich möglich, wahr sei — ob der König die Pfalz in der Nacht verlassen habe . . . . er wußte es jetzt und es war genug. Dem Spott des Schalksnarren wandte er den Rücken — dem, was er für grausamen Hohn hielt und was doch weiter nichts war, als die dummpfiffige Miene, die Märten zur andern Gewohnheit geworden und mit welcher er aufstand und zu Bett ging, wie der lützelburger Karl mit seinem Königsmantel und seinem Krönlein. —

Zwölftes Kapitel.

Die Fahrt gen Speier.

Wir wenden uns zu Margrethen zurück.

Der Reiterschwarm, der sie entführte, befand sich bereits ein Paar Stunden weit von der Stadt; es ging rasch vorwärts, und von dem mächtigen, weit ausgreifenden Trabe des Hengstes, der das gefangene Mädchen schaukelte, waren ihr beinahe die Sinne vergangen, die durch das laute Rasseln und Klirren geschüttelter Rüstungen und Waffen rings um sie her, nur noch mehr in fortwährendem Schwindel gehalten wurden. Und doch war dieser Schwindel, in

dem sie nicht zur Besinnung über ihre Lage kommen konnte, beinahe eine Wohlthat für sie. Ihre Lage war ja in der That eine bemitleidenswerthe. Der Gedanke an den Vater und an sein Erschrecken, wenn er am Morgen sein Kind verschwunden finde, war hinreichend sie zur Verzweiflung zu bringen; aber noch schrecklicher war die Aussicht, noch eine Strecke weit so mit fort geführt zu werden und dann von den Reitern allein gelassen, plötzlich verlassen auf offenem Felde dazustehen — ohne Hilfe, in der Nacht, unkundig des Weges! . . . In der That, es war zu viel für ein schüchternes junges Mädchen, das nie allein die Thore ihrer Vaterstadt verlassen hatte, auch nur, um einen kurzen Ausflug in die nächste Nähe zu machen! Sie war freilich als junger Bursche verkleidet — aber dieser Umstand mußte das Peinliche ihrer Lage nur noch steigern. Es machte sie unsicher, beschämt vor sich selbst; wenn der Tag anbrach und sie umherirrend auf Wegen und Stegen fand, so war es ja nur zu möglich, daß die Begegnenden die Verkleidung durchschauten. Dann war das Uebel zehnmal ärger!

Diese Gedanken bestürmten sie mit allem Schrecklichen, was für sie darin lag — aber, wie gesagt, es war ein Glück, daß sie hinter ihrem Ritter hoch

zu Roß saß und, ewig auf und ab geschaukelt, gar nicht die Kraft und die Zeit zum Nachdenken hatte, denn es war etwas, das gebieterischer als alles Andre ihre Aufmerksamkeit forderte — nämlich die Aufgabe, sich an des Ritters von Honegg Sattel festzuhalten. Der Ritter war ein gutmüthiger fröhlicher Kumpan, der, wenn man zur Abwechselung und um die Pferde verschnaufen zu lassen, einmal im Schritte ritt, und wenn dann das Aufhören des betäubenden Gerassels erlaubte, das eigne Wort zu verstehen, die Rede an Margarethe richtete, bald neckend, bald gutmüthig tröstend.

„Ihr seid mir ein saubrer Gesell!“ sagte er — „Ihr sitzt da hinter mir gut und sicher wie in Abrahams Schooß und stoßt doch Seufzer aus, als hätt' Euch der Teufel in seiner Kinderwiege.“

Da Margarethe schwieg, fuhr er fort:

„Wenn ich nach Frankfurt heim komme, sprech' ich bei Euch vor, mein junges Herrlein. Ich denk', Ihr erweist Euch dann mit etzlichen Krügen Malvasiers dankbar für das gute Geleit und Kompanei auf unsrer Fahrt. Seht nur, daß Ihr den Weg heim findet, und keinem Trupp Schnapphähne in die Finger fallt. Es wär' Schad um solch junges Blut.“ . . .

„Ich meine,“ fiel hier des Ritters Nebenmann, der Marschall ein, „das junge Blut hätte nun lang genug gelernt, wie's den Füchslein zu Muthe ist, wenn sie geprellt werden.“

„Wir mögen es ohne Gefährde laufen lassen, freilich!“ antwortete der Ritter von Honegg.

Der Marschall warf sein Pferd zur Seite und hielt es dann an, bis der König, der hinten im Zuge ritt, herankam.

„Gnädiger Herr,“ sagte er dann, „der Bursch, den wir in der Stadt auffingen, ist noch da — vielleicht ist Euer Befehl, daß er jetzt seines Weges laufen mag.“

„Ach ja,“ versetzte der König, „Ihr habt Recht, daß Ihr mich dessen gemahnt — der arme Teufel mag laufen wohin er will.“

Der Marschall sprengte voraus, und als er wieder an der Seite seines früheren Genossen war, forderte er diesen auf, sich seines Gefährten zu entledigen.

„Nun, mein wackrer Scholar in der edlen Reitkunst,“ nahm der Ritter von Honegg lachend das Wort, „laßt los und springt ab . . . hört Ihr's — nur herunter — laßt Euch nur gleiten! Nun, was

ist das — habt Ihr den Muth nicht? Sollen wir Euch ein Leiterchen herbeischaffen?"

„Ein saubrer Bursch das!" rief der Marschall aus. „Ich dacht', er wäre so hurtig fortgesprungen, wie ein Floh, den ein junges Mädchen auf seiner Bettdecke haschen will!"

„Mein junger Freund, laßt Euch nicht nöthigen," fuhr der Ritter von Honegg fort — „seht Ihr nicht, wie mein Hengst mit den Ohren wedelt? Er hat gehört, daß Ihr Urlaub habt zu gehn, wohin Euch gelüstet, jetzt wartet er nur darauf, daß ich ihm mit einem Paar Sporen in seinen Weichen die vollständige Richtigkeit seiner Beobachtung bestätige — dann fährt er mit dem Steiß in die Höhe und Ihr kommt in einer Weise auf dem Boden an, welche Euren Wünschen in dieser Angelegenheit schnurgerade entgegengesetzt ist, falls Ihr wie andere Leute auf den Beinen und nicht etwa auf dem Kopfe zu stehen gewohnt seid."

„Ich bitte Euch um Gotteswillen!" . . . rief Margarethe erschrocken aus.

„Also springt oder laßt Euch gleiten!"

„Ich glaube, wir haben das verzärteltste Muttersöhnchen von ganz Frankfurt aufgegabelt," rief hier ungeduldig der Marschall aus.

„In der That, Bursch, Du bist zum Verzweifeln feigmüthig!“ — sagte der Ritter von Honegg, indem er sich im Sattel wandte und, Margarethe mit der Hand an der Schulter erfassend, Anstalt machte, sie durch einen tüchtigen Stoß von ihrem Platze herunterzuschieben.

„O habt Erbarmen,“ rief diese aus . . . „um Gott, Ihr werdet mich nicht allein hier auf der Haide lassen wollen?“

„Weßhalb nicht?“

„Es ist weit und breit ja kein Dach, kein Unterkommen, keine menschliche Seele.“

Die beiden Ritter lachten hell auf. Der von Honegg gab ihr unerbittlich den ihr zugedachten Stoß und Margarethe flog so heftig auf den Boden, daß sie von der Erschütterung niedergeworfen in die Knie sank.

„O mein Gott — ich bleibe allein zurück,“ sagte sie sich aufrichtend, und in der tödtlichen Angst des Frauenherzens rief sie, wie ihrer nicht mehr mächtig, den letzten Helfer um Beistand an.

„Herr König — König Günther!“ tönte ihr Nothschrei durch die Nacht.

Sie eilte ihm entgegen — sie wußte ja, daß er unter den letzten Reitern sich befinde — sie lief

so rasch wie die heftig schlagenden Pulse es erlaubten, sie stand vor ihm und streckte die Hand aus nach dem Bügel seines hohen mächtigen Rappen.

„O König Günther, laßt mich nicht allein hier in der Nacht umkommen,“ stammelte sie — „gnädigster König, kennt Ihr mich denn nicht mehr?!“

Günther hatte die Zügel seines Pferdes angezogen. Verwundert blickte er auf die Flehende nieder und spähte in ihre Züge, so viel die matte und fahle Mondscheinbeleuchtung dieß ihm möglich machte.

„Du bist der Bursch, den der Marschall mitgenommen hat“ — sagte er — „wie soll ich Dich kennen? Aber es ist wahr, Deine Stimme kenn' ich ... ich habe sie früher gehört.“

„Ihr habt sie im Hause Freydanks von Herningen gehört — Ihr habt sicher nicht vergessen, daß...“

„Daß mein wackrer Freydank eine Tochter hat, mit einer Stimme wie ein Glockengeläut — aber bei allen Heiligen, Margarethe, bist Du eine Erscheinung oder bist Du's wirklich?“

„Herr, denkt nichts Uebles von mir — es ist ein tückisches Spiel des Schicksals, das mich in diese Lage bringt — Herr, verlaßt nur Ihr mich nicht!“

„Sei ruhig, Kind, sei ruhig — fasse Dich —

und dann sprich, was geschehen soll, um Dich heimzubringen?“

„Um mich heimzubringen — ach ja, so schnell wie es geschehen mag“ . . .

„Ich will Dich auf eines der beiden leeren Handpferde setzen lassen, die meine Leute nachführen,“ fuhr Günther fort — „einer von ihnen . . . . ich brauche ihrer zwar just so viele als da sind, aber was ist da zu machen? Einer von ihnen soll Dich beschützen und nach Frankfurt zurückbringen!“

„Einer von Euren Leuten, Herr — o ich danke für Eure Gnade — aber“ . . .

Margarethe wagte ihre Rede nicht zu vollenden — sie war jedoch entschlossen, sich nicht dem Schutze eines ihr völlig fremden Menschen für die nächtliche Reise anheimzugeben.

„Was willst Du sagen, Margarethe — zaudere nicht — wir haben Eile!“

„Herr, ich kann Eure Güte nicht annehmen . . ich weiß nicht, wie ich es vor Euch rechtfertigen soll, da ihr so gnädig für mich seid. Auch mißtraue ich Euren Dienern nicht. Aber wenn es bekannt würde, daß ich so ganz allein“ . . .

„Ja, ja ich verstehe Dich, armes Geschöpf. Nun, dann ist weiter nichts zu thun, als daß ich Dich

unter meiner eigenen Obhut behalte. Du mußt mit nach Speier, — Du mußt's darauf wagen; wenn ich heimkehre gen Frankfurt, will ich selbst Dich Deinem Vater zurückbringen."

„Wenn ich unter Eurem Schutz bleibe, Herr, ist Alles gut!" erwiederte das junge Mädchen.

„He da, Kurt," rief Günther nun seinen Edelknecht herbei — „wir haben hier so eben einen schmucken Pagen für unsern Hofdienst angeworben — er ist des Reitens noch etwas ungewohnt, drum hebt ihn auf das ruhigste der Handpferde; und dann, mein Page, komm und reite mir zur Seite — ich will mir von Dir Deine Abenteuer erzählen lassen, die Dich so unvermuthet heut in des römischen Königs Dienst gebracht haben!"

Margarethe fühlte den ganzen Umfang der Güte, welche in diesen letzten Worten des Königs lag. Er sah voraus, daß es ihr schwer werden würde, sich bei dem raschen Ritte im Sattel zu halten. Doch wollte er ihr Geschlecht nicht verrathen, indem er einem seiner Begleiter anbefahl, sie in seine Obhut zu nehmen. Er nahm diese Mühe deßhalb selber über sich. Sie dankte ihm mit kurzen leisgesprochenen Worten dafür, sobald ausgeführt war, was Günther befohlen hatte, und Margarethe nun auf einem zwar

schweren und kräftig sich bewegenden, aber sonst gar ruhig einherschreitenden Thiere zur Seite des Königs ritt.

„O, danke mir nicht," antwortete der König lächelnd — „ich bin in der That neugierig von Dir zu erfahren, wie dieß Alles zugeht, daß ich Dich so plötzlich an meiner Seite habe?"

Margarethe athmete tief auf, um ihrer Beklommenheit und Bewegung Herr zu werden; doch verging eine geraume Weile bis ihr dieß so weit gelang, um ruhig zusammenhängend reden zu können. Dann erzählte sie dem Könige aufrichtig und umständlich ihr Abenteuer von dieser Nacht. Sie erzählte von Simson und seiner bösen Leidenschaft und von den zwei andern Gesellen, welche sich mit ihm in das Haus ihres Vaters nächtlicher Weile eingeschlichen. — „Es war ein leichtes Ding für ihn, so wie ein Dieb herein zu kommen," sagte sie, „denn der Simson hatte einen Schlüssel zu unsrem Hause, den ihm der Vater machen lassen, damit Simson die Dienerin nicht zu wecken brauchte, wenn er in der Nacht von einem Kranken zurückkehrte; und die zwei Andern, die bei ihm waren, hatten sicher einen bösen Anschlag mit ihm gemacht, denn sie redeten zusammen vom Böhmenkönig und von dem lustigen

Leben, das beginnen solle, wenn der lützelburger Simson eine Burg inne gegeben habe . . . ich bitt' Euch, Herr, wozu sollte der Böhme, der selbst nichts hat, dem Simson eine Burg schenken?"

„Darüber, mein Kind," antwortete der König, „zerbrich Dir den Kopf nicht — wenn sie davon geredet haben, so ist's ein Mährchen, das man dem Simson weißmacht, weiter Nichts. Es scheint, Dein vortrefflicher Vetter ist in die Hände von lockern oder durchtriebenen Gesellen gefallen, die ihn zu ihren Zwecken gebrauchen wollen, und ihm aufgebunden haben, er handle für den Böhmen" . . . .

„Aber was um des Himmelswillen," fiel Margarethe ein, „hatten sie aus dem großen Schranke zu holen, in dem der Vater seine Heiltränke und Kräuter aufbewahrt? Auch böse Gifte sind darin und arge Dinge" . . . . .

„Um guter Dinge willen sind die drei Gesellen schwerlich in Deines Vaters Haus gekommen, Margarethe," sagte Günther nachdenklich. „Wenn ich heimkomme gen Frankfurt, will ich die Bursche greifen lassen und wir werden dann schon erfahren, was Alles dieß zu bedeuten hat."

Margaretha schwieg eine Weile, nachdem sie

ihre Erzählung beendet hatte. Nach einer Pause fragte sie schüchtern:

„Und Ihr zieht gen Speier, Herr?"

„So ist's, Margarethe!"

„Ihr — ans Hoflager des Lützelburgers?"

„Wundert Dich das? Glaubst Du nicht, daß ich mit ihm zu reden haben könnte?"

„Gewiß, Herr, aber Ihr gebt Euch ja in die Hände Eures Feindes!"

„Wenn wir nun als gute Freunde schieden — wäre das nicht möglich, Margarethe?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr — aber ich weiß, daß Ihr nicht voraussetzen würdet, es sei möglich, wär' es dieß nicht."

„Das ist eine gute Antwort, mein Kind — und sieh, dort beginnt die Sonne aufzudämmern — wenn wir besseres Licht hätten, würden wir die Thürme von Ladenburg vor uns auftauchen sehen — dort sollen die Pferde ausruhen, und ich denke, das wird auch Dir zugute kommen."

Dreizehntes Kapitel.

Der Freyschöffe.

Meister Freydank war von seinem bittern Gange zum Saalhofe in verzweiflungsvoller Stimmung zurückgekehrt. In seinem Hause litt es ihn jedoch auch nicht lange. Er sandte Simson zu einigen Kranken, die von der Seuche befallen waren und um seine Hilfe flehentlich bitten ließen. Er selbst machte sich auf, um wo möglich Kundschaft einzuziehen, wohin denn eigentlich König Günther gezogen sei, in welcher Weltgegend er sein entführtes Kind zu suchen habe; — ob er es dann wirklich suchen, oder ob er nur der Stimme seiner zornigen Erbitterung gehorchen und sie ihrem Schicksal überlassen wolle — das wußte Freydank selbst noch nicht — noch immer tobte die erste stürmische Bewegung in ihm und ließ ihm nicht die Ruhe, mit sich zu Rathe zu gehen, was zu thun sei und was nun geschehen müsse. Er nahm also seinen Stab wieder zur Hand und verließ sein Haus. Unter dem Gefolge Günthers waren mehrere Herren, auch unter den Dienern viele, die er kannte. Er machte die Runde bei ihnen. Er fragte bei einigen geradezu, wohin der König geritten; bei andern

suchte er durch List Andeutungen über die Fahrt ihres Gebieters zu erhalten. Aber Beides war gleich fruchtlos. Ein Theil derer, die er sah, mochte selbst nicht wissen, wohin König Günther sich begeben; den Anderen mochten des Marschalks Befehle, über die Reise ihres Herrn zu schweigen, den Mund schließen. — Alle aber lehnten es unter gleich geheimnißvollen Mienen ab, ihm Rechenschaft zu geben. Das Einzige was er erfuhr war, daß der König die Stadt über die Mainbrücke verlassen habe; dieß verwirrte ihn noch mehr, er kannte nach dieser Richtung hinaus keinen Punkt, keine dem König offenstehende Burg, an die sich nun sein Argwohn hätte heften können. Rathlos kehrte er heim — in das verlassene Haus, an dessen Schwelle ihn sonst sein Kind mit seiner hellen glockenreinen Stimme begrüßt hatte; das Haus, das ihm jetzt wie ein Grab vorkam und in welchem er es nicht mehr aushielt. Wiederum verließ er es deßhalb; dieses Mal begab er sich zu einem Bürger, der Reitpferde und Saumthiere vermiethete, und bestellte hier zwei rüstige Klepper für die früheste Morgenstunde des andern Tages vor sein Haus.

„Ihr wollt doch nicht selbst eine Fahrt antreten, Meister Freydank von Heringen?“ fragte der Mann, indem er überrascht in die düsteren Züge des

Arztes blickte — „was würden Eure Kranken sagen? Es sieht gar schlimm aus . . . . die letzte Nacht soll es wieder viele überfallen haben, die böse Seuche!“

„In der That?“ fragte Freydank zerstreut und in seine Gedanken versunken, indem er sich zum Gehen wandte.

„Nun, Ihr müßt's doch am besten wissen, Meister,“ fuhr der Bürger fort — „und Ihr werdet die armen Teufel, die dran glauben müssen, nicht ohne Hilfe lassen. Wenn es heißt, der Meister Freydank von Heringen ist auf Reisen gegangen, ich meine, die Leute halten sich für doppelt geschlagen in dieser argen Zeit!“

„Ja, eine arge Zeit,“ fiel Freydank ein — „eine gar arge Zeit. Die Pest, sagt Ihr? Ja die Pest ist im Zunehmen. Habt Ihr eine Tochter, Meister Wülfing? Nehmt Eure Tochter in Acht, es ist eine arge Zeit, wie Ihr es sagt — die Seuche ist überall; sie ist in den Herzen und in den Köpfen und in den Leidenschaften der Menschen, und unsere Tugenden sind wie Halme im Wasser; wenn das böse Gelüst schwillt und zu strömen beginnt, so biegen sich die Halme und ducken sich unter, als wären sie nie dagewesen. Gott steh uns Allen bei. Es ist ein alter Wunsch, Meister Wülfing. Aber ich habe nie

erlebt, daß er erhört wäre. Laßt mich gehen. Ich habe eine Reise vor, Meister — eine weite Reise; ich will der Pest das Feld frei lassen. Was hat sie mir gethan, daß ich gegen sie kämpfen soll? Es sind Andere, die haben mir weh gethan, und wider sie will ich streiten. Gott verläßt die Menschen, die doch seine Geschöpfe sind. Was braucht der Arzt sich um sie zu kümmern — sendet mir die Pferde morgen ja recht früh, hört Ihr, ja recht früh!"

Und damit ging Freydank ohne Abschiedsgruß fort und die Straße hinab, während der Andere kopfschüttelnd ihm nachschaute und sich verwundert fragte, was dem alten Arzte begegnet sein könne, daß er Reden führe so bunt und verworren, als ob es im Gehirne des alten Mannes nicht richtig sei.

Trotzdem that Meister Wülfing wie ihm aufgetragen und am andern Morgen bei Sonnenaufgang hielten zwei stattlich aufgezäumte Rosse vor der Thüre des Arztes. Meister Freydank stand schon reisebereit, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, auf der Schwelle; Simson kam, als er den Hufschlag der Pferde vernommen, ebenfalls rasch herbei und beide stiegen in die Sättel. Die Dienerin Freydanks sah bestürzt ihrem Herrn nach; er hatte mit keinem Worte ihr angedeutet, wohin seine Reise gehe, und Simson hatte

ihr auf ihre Fragen nichts antworten können, als daß der Alte ihm befohlen, ihn zu geleiten, ohne ihm selber zu sagen wohin! So ritten sie denn Beide fort, dem eschenheimer Thore zu, und das Haus des Arztes stand leer und öde, als ob es ausgestorben sei.

Simson hatte in jener Angabe, daß auch er nicht wisse, wohin die Reise gehe, nichts als die Wahrheit gesagt. Auch auf dem Wege, den Beide draußen, den Westerwald durchziehend, still neben einander zurücklegten, erfuhr Simson von seinem alten Lehrherrn kein Wort über das eigentliche Ziel der Fahrt. Zwei Tagereisen weit waren sie so gekommen — Tagereisen, so stark, wie die Ermüdung der Pferde sie zu machen erlaubte; Tagereisen durch ein unwirthliches gebirgiges Land, schwach bevölkert, von Wegen durchzogen, deren halsbrechende Beschaffenheit eine andre Art, darüber fort zu kommen, als zu Pferde, gar nicht möglich gemacht hätte; und noch immer nicht deutete Freydank an, daß sie sich dem Ziele näherten.

„Hört Meister," nahm Simson endlich das Wort, „ich habe Dank Eurer Verschlossenheit keine Ahnung davon, was diese Reise zu bedeuten hat und wohin sie führt; doch habe ich, was ihren Zweck betrifft, so viel herausgebracht, daß es vielleicht keine

Vergnügungsreise ist! Denn erstens finde ich dazu die Jahreszeit nicht ganz angemessen; der Zugwind, der uns zwischen diesen Gebirgsschluchten ins Gesicht bläst, ist auch für Jemand, der sein Leben gerade nicht hinter dem Kachelofen zugebracht hat, etwas rauher und schärfer als es nöthig wäre, wenn man auf einer Lustfahrt über Land frischer Luft nachginge; was die Gegend betrifft, so kann man verschiedener Ansicht darüber sein, aber jedenfalls wäre es wünschenswerth, mehr menschliche Siedelungen in ihr anzutreffen, in denen man seine müden und steifgefrorenen Glieder erquicken könnte; und da Ihr obendrein jetzt schwerlich in der Stimmung seid, irgend einem Vergnügen nachzugehen, so räthselhafter Natur es auch sein möchte, so darf ich voraussetzen, daß Ihr irgend eine bestimmte Absicht habt. Soll ich Euch aber dabei von Nutzen sein, so thätet Ihr, denk' ich, wohl, mir über den Zweck unsrer Fahrt reinen Wein einzuschenken. Bedenkt, daß ich seit zwei Tagen von dem besagten edlen Getränk nichts mehr über die Lippen gebracht habe — es wäre also, mein' ich, unbillig, wenn Ihr es mir auch noch in bildlichem Sinne so hartherzig vorenthalten wolltet. Also, gerade heraus, vielbelobter Meister und werth-

geschätzter Vetter — wohin geht unsere Reise und was beabsichtigt Ihr?"

Meister Freydank von Heringen blickte auf und ein bittres Lächeln flog über seine Züge.

„Du bist durch Deine Kumpane und Dein freies Leben in den letzten Tagen verdorben, Vetter Simson," antwortete er. „Früher ließest Du Dich blindlings von mir leiten, und fragtest nicht wozu?"

„Ei ja, Meister, in den Garten Eurer Wissenschaft; aber das war ein andres Ding; wenn ich da zwar auch die Wege nicht kannte, so wußte ich doch das Ziel!"

„Was war das Ziel? Krankheiten und Leichen. Nun schau — wir sind nicht weit von demselben Ziele ab."

„Das heißt — es hat ein vornehmer Kranker, der in dieser dreimal vermaledeiten Wildniß haust, Euch so weit her zu sich beschieden?"

Freydank schüttelte den Kopf. Er antwortete nicht. Aber er streckte den Arm aus und deutete auf eine alte knorrichte Eiche links vom Wege, die den Gestrüppaufschlag, welcher rund umher die Halde bedeckte, überragte.

An dem untersten Äste der Eiche hing eine menschliche Gestalt.

„Zum Teufel!“ — rief Simson aus, „wenn wir hergekommen sind, um dem da wider den Erstickungstod Hilfe zu bringen, so kommen wir zu spät!“

Er spornte sein Pferd und ritt vom Wege ab, eine Höhe hinauf, dicht an die Eiche hinan

„Viel zu spät, wahrhaftig!“ rief er von da herab dem Meister zu, der sein Roß anhaltend auf seine Zurückkunft wartete. „Der arme Sünder hängt seit zehn Tagen wenigstens — kommt doch einmal her und schaut, wie geschickt er mit einer simplen Weide an den Ast geknotet ist; und schaut, unter seinen Füßen in dem Stamm steckt ein Messer — ich will es mitnehmen“ . . . .

„Laß, laß, Simson,“ rief Freydank fast ängstlich herauf — „rühr' weder den Todten noch das Messer an“ —

„Es muß eine überaus belebte Gegend hier sein,“ sagte Simson zurückkommend, „daß in der ganzen Zeit, während der arme Teufel dort oben baumelt, auch Niemand dieses Weges gekommen ist, der den barmherzigen Samariter gemacht und ihn eingescharrt hätte!“

„Und wären auch Hunderte des Weges gekommen,“ antwortete Freydank, „so würde doch keine

Hand sich ausgestreckt haben, an das Werk der freien Schöffen zu rühren."

„Ja so," rief Simson aus . . . „ja so — ich begreife! Ei der Tausend, ich muß gestehen, die Gegend beginnt wesentlich ihre Reize zu erhöhen — wir sind im Lande der freien Schöffen!"

„Wir sind auf rother Erde!"

„Gott segne sie, die rothe Erde. Bei allem dem weiß ich nicht ganz, ob ich nicht die schwarze Gartenerde um unser Frankfurt herum vorziehe, und was ich noch weiter in einem so verteufelt seltsamen Lande soll, wo die Erde roth ist und die Eichbäume so aparte Früchte tragen."

„Viel weiter sollst Du auch nicht hinein, denn wir sind dem Ziele nahe, Simson," antwortete Freydank. „Dort rechts über der Höhe schaut ein grauer Giebel hervor; unter diesem Giebel wirst Du die Nacht herbergen und morgen, so Gott will, auf dem Rückwege sein!"

„Nun, das laß ich mir gefallen. Der Giebel sieht aus, als wenn er zu einem stattlichen Burghaus gehörte, und ich rechne auf eine ordentliche Verpflegung, die hinter meiner Ermüdung und meinem Hunger nicht gar zu weit zurückbleibt."

Trotz der anscheinenden Heiterkeit, welche aus

Simsons Reden blickte, war ihm in diesem Augenblick nichts weniger als heiter und wohl zu Muthe. Seit er von Freydank das Wort Freischöffen hatte aussprechen hören — ein Wort, das in der Leiche am Baume einen so eigenthümlichen Kommentar gefunden, fühlte er eine gewisse Beklommenheit, die zwar keinen bestimmten Grund haben mochte, aber nichts desto weniger sich unangenehm drückend auf seine Athmungswerkzeuge legte. Diese Beklommenheit konnte nur erhöht werden durch das vollkommen verschlossene und schweigsame Wesen seines Lehrherrn, der ihn so völlig im Dunkel ließ über den Grund, weßhalb er ihn in diese verzweifelte Weltgegend brachte. Wäre Simson dem ersten Antriebe seines Instinkts gefolgt, so hätte er deßhalb den Kopf seines Pferdes gewandt und schnurstracks den Weg, den er gekommen, mit erhöhter Eile wieder zurückgelegt, statt sich in den alten Burgbau zu wagen, der jetzt deutlich erkennbar und immer freier hervortretend auf seiner Höhe vor den Reisenden dalag. Aber Simson beherrschte den Trieb seines Instinkts, der ihm in allen ängstlich beschleunigten Pulsen klopfte. Was hatte er denn in der That zu fürchten? Hatte er ein Verbrechen begangen? Nein' Und wenn er's gethan, wäre Meister Freydank der Mann gewe-

sen, ihn verrätherischer Weise ans Messer, oder besser dem Weidenstrick zu liefern? Er dachte an seinen Einbruch in des Lehrherrn Haus, an das, was er dabei aus dem Arznei-Schrein Freydanks entwendet. Aber der Alte schien es ja gar nicht bemerkt zu haben, daß er bestohlen worden — er hatte ja bisher keine Sylbe darüber fallen lassen — ganz versunken und verstört, wie er war, in dem Gedanken an den Verlust seines Kindes. Und hätte er es auch bemerkt, und hätte er auch noch viel andere Dinge bemerkt, die noch viel tiefer und verborgener im Gewissen Simsons steckten, es war doch klar, daß der alte Arzt mit seinem Gehilfen nichts Uebles beabsichtigte: wäre eine tückische Absicht in Freydank gewesen, als er Simson ihm folgen ließ, dann hätte er sicherlich ihn nicht so schweigsam behandelt, dann hätte er durch Vorwände und falsche Angaben ihn zu täuschen gesucht über den Zweck der Reise, dann hätte er sich bemüht, zu verhüten, daß nicht ein Argwohn in seinem Begleiter aufsteige.

Während Simson mit diesem Gedanken die Beklommenheit, welche sich seiner bemächtigt hatte, niederzukämpfen suchte, waren die beiden Reiter der Burg nahe gekommen, die sie jetzt seit einer Viertelstunde etwa vor sich erblickt hatten. Die müden Pferde keuchten schweiß-

bedeckt über das Gerölle und Steingeschiebe unter ihren Hufen fort, das ursprünglich vom Wasser bloßgelegt und ein trockenes Bett eines Gießbachs schien; nun war es der Weg, der zu dem hochgelegenen Burghaus hinaufführte. Je näher sie diesem letzteren kamen, desto verfallener und verwahrloster zeigten sich die Mauern und einzelnen Bautheile desselben. Die Ringmauer war aus Bruchsteinen aufgeführt; die von dieser umschlossenen Gebäude jedoch bestanden aus Fachwerk. Fenster fehlten. Statt derselben zeigten sich in den oberen, wegen der Ringmauer allein sichtbaren Stockwerken hölzerne Laden, welche theils geöffnet standen, theils auch verschlossen waren und so in den Räumen, in denen sie angebracht, eine kimmerische Finsterniß hervorbringen mußten. Endlich kam man an das Thor. Es war durch eine Zugbrücke geschützt, aber diese lag nieder und gewährte freien Einlaß; auch die mächtigen, aus Eichenbohlen gezimmerten Thorflügel standen auf, und unsere Reiter kamen unaufgehalten in den Hof der Burg. Die wilde Verachtung aller Ordnung und die Unsauberkeit auf diesem Hofe war beispiellos. Es hielt in der That schwer, sich den Weg zu bahnen zwischen allen den Gegenständen durch, die hier wirr durcheinander ihren Platz gefunden hatten. Da

lagen Haufen von altem Bauholz neben mächtigen Vorräthen geklaubter Scheite für die Kamine; verkommene Kriegsmaschinen, die in jahrelanger Vernachlässigung sicherlich verlernt hatten, auch nur den kleinsten Stein drei Schritte weit über den Burggraben zu schleudern, wenn sie überhaupt noch einen Transport bis auf die Thurmzinnen aushielten; Berge von Stalldünger machten die niedern Pferdestallungen halb unsichtbar; und zwischen all diesen pittoresk umher gruppirten Gegenständen trieben sich Tauben und Hühner, Hunde und schlampigte Mägde umher, von denen zwei sich keifend und scheltend neben dem Ziehbrunnen in der Mitte des Hofes mit einem Knechte um einen Wassereimer rauften.

Simson hatte bei diesem Anblick seine Hoffnung auf eine glänzende, für die Mühsal der Reise ihn entschädigende Bewirthung in diesem Ritterschloß bedeutend herabgestimmt.

Desto unwirrscher fuhr er den Knecht an, der sich durch die Ankunft der Fremden in der nachdrücklichen Fortsetzung seines Kampfes mit den zwei schlampigen Grazien keinen Augenblick hatte stören lassen.

„He Bursch — hollah — schau hierher, Du Schlingel, und hör' auf, Dich zu balgen.“

Simson war, während er dieß rief, dicht an

die raufende Gruppe herangeritten, und hatte dabei seine Reitgerte erhoben.

Der Knecht ließ den Wassereimer, an dessen Henkel die Mägde zerrten, fahren und blickte zu dem Reiter auf.

„Halt' das Pferd!“ fuhr Simson in demselben befehlshaberischen Tone fort.

Der Knecht jedoch — sei es, daß die Weise, in welcher man ihn so anredete, seine Mißbilligung hatte, oder sei es, daß die drohend erhobene Reitgerte sein Ehrgefühl verletzte, — starrte einen Augenblick mit düstren drohenden Mienen auf den Fremden. Dann bückte er sich zur Erde nieder und nahm einen schwergewichtigen Kiesel vom Boden auf.

„Bestie!“ rief Simson erschrocken über diese Demonstration, deren Sinn ihm keinen Augenblick räthselhaft blieb — und im Hui war er an der andern Seite von seinem Pferde herunter gesprungen, so daß dieses sich zwischen ihm und dem kieselbewaffneten Knechte befand.

Der Knecht warf jetzt den Stein weg, indem er einen Fluch in einem so wunderlichen Dialekt ausstieß, daß Simson keine Sylbe davon verstand.

Dieser wandte sich zu seinem Reisegefährten. „Ihr müßt gestehen, Meister, daß dieß eine über-

aus freundliche Aufnahme andeutet, die wir hier zu gewärtigen haben. Gebt mir Euer Pferd, ich will es halten, bis Ihr hineingegangen seid. Wenn der Burgherr ist wie sein Knecht, so ist ja auch gar nicht nöthig, daß wir lange absatteln lassen!"

„Ländlich, sittlich!" antwortete Freydank, indem er abstieg — „Das Volk ist so knorrig wie die Eichstrünke auf seinen öden Berghalden — und viel bieten darf man ihm nicht. Wenn unser Burgherr uns erblickt, hat er vielleicht mehr Lust, uns an einen der Bäume, die wir gesehen haben, hängen zu lassen, als zu bewirthen. Aber das schadet nicht, er muß! Zur Strafe solcher Leute sind die Gebote der Gastlichkeit erfunden! Da binde die Pferde an den Mauerring, Simson, und dann folge mir."

Sie traten, als jenes von Simson gethan worden, in das Innere des Burghauses; zuerst in eine enge Vorhalle, welche nur Licht hatte, wenn die Hofthüre geöffnet war; aus ihr führte eine hölzerne Wendelstiege nach oben; rechts durch eine offene Thüre blickte man in einen großen Raum, der offenbar Küche, Speisesaal und Gesindestube zu gleicher Zeit war; das sah man an den großen langen Eichentischen mit plumpen Holzbänken daneben, die im unteren Theile des Raumes standen, während oben der Herd

mit dem gewaltigen Rauchfang darüber beinahe die ganze Querwand einnahm. Auf dem Herde brannte ein mächtiges Feuer, das riesige Scheiter nährten; an diesem Feuer saß in einem geschnitzten Hausvatersessel ein starker Mann in den besten Mannesjahren, mit dunkelblondem Haar und rothem Bart. Sein Oberkörper war in ein weites Tuchwamms gehüllt, das in der Mitte des Leibes durch einen breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde; der untere Theil des Körpers steckte in engen Lederhosen und die Füße in Holzschuhen, die er einen nach dem andern abwechselnd auszog, um den Fuß an dem Herdfeuer zu wärmen, wobei seine Hände sich um das aufgezogene Knie klammerten.

In dieser malerischen Stellung erwartete der Mann die beiden durch den Raum herankommenden Fremdlinge, indem er, das Gesicht nach ihnen wendend, sie mit einem mißtrauisch prüfenden und keineswegs ermunternden Blicke maß. Ein mächtiger zottiger Hund, der neben seinem Stuhle lag, erhob sich und lief, das Haar sträubend und mit Geknurr die Zähne weisend, den Ankommenden entgegen.

Meister Freydank blieb in der Mitte des Raumes stehen. Dann legte er seine rechte Hand auf seine linke Schulter und sagte:

„Eck grüt ju, lewe Mann,
Wat fange ji hi an?" *)

Dieser Spruch schien auf den Herrn und auf den Hund eine besänftigende Wirkung zu üben. Der Hund kehrte zu seinem Herrn mit gesenktem Schwanze zurück und der Herr steckte den entblößten Fuß in den vor ihm stehenden Holzschuh, erhob sich und trat langsam Freydank entgegen. Dieser legte nun seine rechte Hand auf die linke Schulter des Mannes, der letztere die seine auf die linke Schulter Freydanks und dabei sprach der Burgherr:

„Allet Glück kehre in,
Wo de frien Scheppen sin!" —

Simson sah verwundert dieser seltsamen Begrüßungsweise zu.

„Ihr seid Wennemar von Pungelscheidt, gestrenger Herr?" fragte Freydank nun, während der Andere ein Paar Armsessel an den Herd rückte.

„Ja, der bin ich," versetzte der Burgherr, „und wer seid Ihr?"

---

*) Ich grüß Euch, lieber Mann,
Was fangt Ihr hier an?
So lautete der Gruß begegnender Freischöppen oder Wissender der Fehme.

„Kennt Ihr mich denn nicht mehr, Ritter? Sind wir doch beide an einem und demselben Tage inne geworden, was Reinir dor Feweri*) bedeutet — damals als wir zusammen mit noch etzlichen ehrlichen, freien, scheppenbaren Leuten vor dem Stuhle zu Corbach zu Wissenden aufgenommen wurden!"

„Ei, Ihr seid's, ja, ja, ich entsinne mich," fiel der Ritter ein — „Freydank von Heringen, der Arzt; nun, wahrhaftig, Euch selbst habt Ihr mit Euren Arzneien die Gebrechlichkeiten nicht vom Halse gehalten — denn Ihr seid verteufelt alt geworden, Mann, seit der Zeit!"

„Meint Ihr, Ritter Wennemar? Es kommt eben bei uns Allen eine Zeit, wo die Kräfte unseres Körpers sich in unsern Geist versetzen und zurückziehen; und darin muß man sich denn schon ergeben!"

„Und wenn die Zeit bei Euch auch bald ein=

---

*) Das Nothwort der Freischöffen; die Bedeutung ist nie bekannt geworden; wer sie verrieth, wurde neun Fuß hoch, höher wie jeder andere Verbrecher, gehängt. Nur Kaiser Wenzel, der sich unter die Wissenden hatte aufnehmen lassen, verrieth die Losungsworte der Fehme; dafür wurden diejenigen, denen er sie mitgetheilt, dem Strange geweiht.

träte," dachte Simson im Stillen, indem er den ungeschlachten Rittersmann anblickte — „so würde es Euch wahrlich nicht schaden!" —

„Nun, Ihr seid deßhalb nicht weniger willkommen auf meinem Hause," erwiederte der Burgherr — „ist das da Euer Sohn, den Ihr mitgebracht habt?"

„Nur mein Vetter, Simson, wie ich von Heringen genannt."

Wennemar prüfte mit einem eigenthümlich kalten Blicke die Gestalt des Vetters; dann lud er seine Gäste ein, am Herde Platz zu nehmen, und augenblicklich darauf rief er mit einer wahren Stentorstimme die Namen von ein Paar Knechten aus.

„Wo stecken die faulen Brodesser!" wetterte er dann mit einem Fluche hinterdrein und ließ dabei einen gellenden Pfiff auf einer kleinen Horn-Pfeife, die er an einer Schnur um den Hals trug, ertönen . . . . „das Volk ist immer da, wenn der Brei gar ist, aber niemals bei der Hand, wenn man's braucht!"

Ein blondhaariger Kopf streckte sich durch die Thüre. Seine Frage:

„Roopt he mi, Heer?"

wurde von dem Burgherrn mit einem Befehl erwiedert, welchen die Reisenden eben so wenig wie jene Frage verstanden. Aber sie hörten gleich darauf, wie man

draußen ihre Pferde fortführte, und bald nachher trat eine ältliche Frau ein, welche Erfrischungen herbei trug, Butter, Käse, Brod, einen großen Henkelkrug mit Bechern und eine mächtige kalte Hirschkeule, die völlig im Stande war, auch für eine längere Fastenzeit zu entschädigen, als die beiden Wanderer gehalten. Das Messer, welches vor ihn hingelegt wurde, nahm Freydank und kehrte es um, mit der Spitze zu sich. Die Alte ließ es an Nöthigem nicht fehlen. Ritter Wennemar schenkte selbst aus dem Henkelkrug seinen Gästen feurigen Bacharacher ein, und Simson begann allmälig mit „Land und Leuten" ausgesöhnt zu werden. Aber vergebens hatte er darauf gerechnet, daß Freidank vor dem Burgherrn doch endlich damit herausrücken müsse, was er bei ihm wolle, was seiner Reise Zweck und Absicht sei: Freydank sagte kein Wort darüber, und ebenso wenig schien es dem Ritter einzufallen, sich zu erkundigen, was den Meister aus Frankfurt in sein abgelegenes Burghaus führe. War es das Gebot der landesüblichen Sitte, den Gast nicht nach seinem Begehr zu fragen, bis er erquickt und gesättigt sei? Es mußte so sein, denn Wennemar unterhielt sich mit dem Meister von andern Dingen, als ob ihm dessen Kommen nicht auf-

fallender sei, denn das Kommen eines Bruders oder nächsten Nachbarn.

„Und was gibt es Neues bei Euch im Lande hier?" sagte Freydank, nachdem er durch einige Antworten auf die Fragen seines Wirths, nach dem was in Frankfurt und im Reiche vorgehe, dessen Neugier beschwichtigt hatte.

„Was sollt es Neues in unserem altmodischen Lande geben? Das Neue mag mit ihm nichts zu schaffen haben; und so geht es denn in der alten Art und Weise fort, so gut es eben kann. Wir sind ein rauh, streitsüchtig Volk, Meister Freydank.

Ruten, roven dat en is gheyn Schande,
Dat doynt de Besten van dem Lande! *)

sagen die Junker, und die Bauern sprechen darauf:

Hangen, raden, koppen, stecken en is gheyn Sunde,
Were dat nit, wy en behelden niet in dem Munde! **)

und so liegen sie sich in den Haaren, daß sie alle insgesammt längst des Teufels geworden wären und

---

*) Reiten, rauben ist keine Schande,
Das thun die Besten im Lande!

**) Keine Sünde ist's, sie hängen, rädern, köpfen, niederstechen —
Wir behielten sonst nichts zu beißen noch zu brechen!

sich einander ausgerottet hätten, wenn nicht noch mitunter nicht die Angst ihnen im Leibe stäcke, fehmwrogig zu werden und über Nacht drei Späne aus dem Burgthor zu verlieren.“

„Drei Späne? Was kann ihnen d a s schaden?“ fragte Simson.

Ritter Wennemar warf einen kalten Blick auf den Frager, den er bisher noch mit keiner Anrede beehrt hatte, und auch jetzt ließ er sich nicht herab, dem Gehilfen des Arztes die Erklärung zu geben, daß der Freischöffe, der an ein vor ihm verschlossen gehaltenes Burgthor mit einer Ladung komme, drei Späne aus dem Holze schneide, zum Zeugniß, daß er da gewesen.

Aber Simson ließ seiner Wißbegierde dadurch keinen Eintrag thun.

„Wir haben unweit Eurer Burg einen Menschen an einen Baum geknüpft gefunden, gestrenger Herr,“ fuhr er fort; „war das auch ein ‚fehmwrogiger‘ armer Teufel, wie Ihr Euch ausdrückt? und was war sein Vergehen?“

Ritter Wennemar blickte den Fragenden noch einmal an und dießmal mit einem drohenden Zusammenziehen der mächtigen Brauen.

„Wahrscheinlich war er ein fürwitziger Gesell, immer mit dem Maule voran!“

„Ist das Fehmwroge?“ fragte Simson keck.

„Hütet Euch, mein neugieriger Bursch, zu erfahren, was Fehmwroge sei,“ sagte Ritter Wennemar, sich kalt von Simson abwendend, „Ihr möchtet's noch früh genug inne werden. Es wird dabei nicht lange gefackelt, wie Ihr's ja selbst schon gesehen habt, nach dem was Ihr sagt. Ein Baum ist überall in der Nähe zu finden und eine gute Weidenschlinge auch. Weiter kennen wir ja keine Pön, als mit dem Strick an den Baum. Es kommt wohl daher, weil unsere heimliche Acht und Kammer, so Karolus Magnus in sächsischen Landen rother Erde hat eingesetzet, bis in eine Zeit hinaufreicht, wo die Tauschläger und Seilspinner noch nicht erfunden waren.“

„Oder wenigstens, wie andere löbliche Dinge viel, in Westfalen noch nicht bekannt!“ fiel Simson spöttisch ein.

„Das mag sein,“ fuhr Wennemar fort — „ich will nur sagen, daß wir Bursche, die nichts taugen, mit besonderem Vergnügen an der Sache hängen — darum auch heißt es Fehm- will sagen: Wihmgericht, denn Wihmen heißt bei uns der Galgen!“*)

*) Dieß ist wohl in der That der Ursprung des Namens

„Ich habe mir sagen lassen," entgegnete Simson, der durchaus schien, das letzte Wort behalten zu wollen, — „ich habe mir sagen lassen, daß Karolus Magnus, der glorreiche Kaiser, das Fehm= oder, wie Ihr's nennt, das Galgengericht habe bei Euch eingeführt, um der besonderen Herzenshärtigkeit und heidnischen Wildheit der Leute hier zu Lande wegen!"

Meister Freydank fand für gut, diesem Gespräche ein Ende zu machen, er that es, indem er sagte:

„Thut mir den Gefallen, Vetter, und schaut einmal draußen nach, wie es unsern Pferden geht — und wenn Ihr jetzt ein Viertelstündchen, so lang es noch hell ist, Euch draußen umsehen wollt, so dankt' ich's Euch, denn ich habe mit dem gestrengen Ritter ein Wort unter vier Augen zu reden."

Simson erhob sich etwas widerwillig. Das war's ja gerade, worauf er erpicht war, das, was Freydank mit dem Ritter zu verhandeln hatte, und weßwegen er die lange Reise gemacht . . . . aber was war zu thun — er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und entfernte sich. Da er Niemanden auf dem Hofe erblickte, lungerte er um den Gebäudetheil,

---

obwohl ihn keiner der gelehrten Sprachforscher, die darüber sich in Vermuthungen erschöpft haben, anführt. —

in welchem sich die große Küche befand — er blickte zu den mit hölzernen Klappen schlecht verwahrten Fensteröffnungen auf, um zu erspähen, ob er nicht irgendwo horchen könne: aber die Fenster waren zu hoch in der Mauer angebracht, und sich aus den naheliegenden Holzvorräthen einen Stand aufzuschichten — dazu war seine Keckheit doch nicht groß genug, weil jeden Augenblick Ein's von dem Gesinde auf den Hof kommen konnte. So schlenderte er denn in die Nebengebäude und machte endlich den Pferdestall ausfindig. Die Thiere der Fremden waren hier neben einigen Ackergäulen von einer plumpen breithufigen Race und drei stattlich gehaltenen, schönen Pferden untergebracht, einem mächtigen hohen Streithengst und zwei etwas leichteren Rossen. Der Knecht, welcher Simson vorhin mit einem Kieselwurf bedroht hatte, kam ihm jetzt entgegen und gab ihm unaufgefordert alle Auskunft über die Pferde, welche er verlangen konnte, wenn auch in seiner schläfrig plumpen Weise, doch so, daß Simson sah, an die erste Begrüßung dachte der Mann nicht mehr und setzte auch nicht voraus, daß der Andere eines so geringfügigen Vorfalls noch gedenken könne. Aus einem Winkel des Stalles kamen zwei Buben aus dem Strohhaufen hervorgekrabbelt, in zerrissenen Wämmsern, die ungekämmten Haare voll

Strohhalme und anderem Schmutz — sie sahen schweigend Simson an, betasteten seine Kleider und sprachen dann in der landesüblichen Mundart mit einander, was Simson eben so wenig verstand, wie das Meiste, was der Knecht sagte.

„Das sind unsre beiden Junker!“ bemerkte der Knecht.

„Des Ritters Söhne?“

„Ja, ja, die zwei Junker von Pungelscheidt. Der eine ist 10 und der andere 11 Jahre.“

„Derb genug dafür, weiß Gott, zwei echte Kandidaten fürs Fegefeuer des westfälischen Adels,“ dachte Simson, der einst von der Volkssage gehört hatte, welche in den ‚Lutterberg‘ einen ganz besondern Glühofen versetzt, wo die westfälischen Raubjunker von ihren Sünden reingebrannt werden.

„Und die liegen hier auf dem Stroh?“ fragte er.

„Nun wo sollten sie anders liegen als im Pferdestall! Das ist der Brauch bei uns, wenn Ihr's anders nicht wißt; im Stall schlafen bei uns die Junker, da werden sie morgens von der Streu aufgeprügelt, dann werden sie auf die hohen Gäule gesetzt, und müssen reiten und den Spieß führen lernen — der kleine Gerhard hier sitzt schon fest wie eine Klette

im Sattel, der Große kann's lange nicht so gut und purzelt alle Tage noch in den Dreck."

„Ja, ja, der Dietrich ist aber auch so dumm — der Vater hat gesagt, er soll ins Kloster und ein Mönch werden, wenn er nicht besser reiten lerne" — fiel hier der kleinere der beiden Junker ein, indem er seinem schwächeren Bruder einen tüchtigen Puff in den Rücken gab, daß dieser ein Paar Schritte vorwärts taumelte.

Der Knecht lachte über diesen trefflichen Spaß seines Lieblingsjunkers hell auf.

„Ich bekomm' auch zu Michaelis das Wehrgehenk umgeschnallt," fuhr der kleine Gerhard fort — „der Vater hat's gesagt! Der Dietrich bekommt noch lange keins!"

„Oho, ich bekomme schon eins," sagte tückisch der ältere der beiden Knaben, „und mit dem Schwertknauf schlag' ich Dir dann die Zähne ein, daß Du mir nicht mehr alle Tage mein Essen vor der Nase fortfrißt, das sollst Du sehn! —" damit zog sich Dietrich mißmuthig auf seine Streu zurück.

„Ritter Wennemar von Pungelscheidt muß recht viele Freude haben an seinen beiden Junkern!" bemerkte Simson. „Und die Mutter?"

„Ja die!" antwortete der Knecht grinsend — „die ist todt, die hat schon lange der Teufel geholt. Gerad zu rechter Zeit! Was braucht der Ritter mehr Junker als die beiden."

„So!" antwortete Simson. „Das lautet ja gerade, als ob Ihr hier zu Lande die Weiber, sobald Ihr Kinder habt, so viel wie Ihr gerade braucht, auch an den Wihm hinget!"

Der Knecht antwortete nicht, sondern ging, um den Pferden Wasser zu holen. Simson nickte den beiden Junkern ein gute Nacht zu — „vielleicht," dachte er, „sehen wir uns noch, denn es sollte mich nicht wundern, wenn wir in diesem verwunschenen Schlosse um die Schlafenszeit sammt und sonders auf die Streu gesandt würden!" dann ging er langsamen Schrittes in das Burghaus und die Küche zurück. Im Hause war es dunkel bereits; er sah Freydank und den Ritter Wennemar in eifrigem heimlichem Gespräch dicht neben einander sitzen, von der flackernden Herdflamme beleuchtet. Sie schienen, als Simson über die Schwelle der Küche trat, noch so vertieft in ihre Unterhaltung, daß der letztere glaubte, ungehört nahen und einen Theil ihres Gesprächs auffangen zu können. So sacht, wie nur immer ihm möglich, trat er auf. Aber der Burgherr hatte

offenbar seine Sinne . . . blickte auf und sagte ziemlich barsch:

„Ja, schleicht nur herbei, Gesell' — Ihr kommt just wie gerufen!"

Simson trat heran.

„Was befehlt Ihr, gestrenger Herr?"

„Wozu triebt Ihr Euch denn eigentlich auf der Gasse umher, in der Nacht, als Eures wackern Meisters Tochter entführt wurde?" fragte ihn Wennemar von Pungelscheidt.

„Wenn's Euch nicht unbequem ist, so nehmt an, es sei zu meinem Vergnügen gewesen," versetzte Simson trotzig bei dem Gedanken, daß man ihn ins Verhör nehmen wolle, und doch zugleich auch erschrocken über die Frage, die wie der Beginn eines Verhörs aussah.

„Das nehm' ich ganz gern so an," versetzte der Ritter, „weil Ihr mir ohnehin wie solch ein Kräutlein vorkommt, das sich zu seinem Vergnügen Nachts auf den Straßen umhertreibt."

„O Ihr thut ihm Unrecht, Ritter Wennemar," — fiel Freydank hier ein; „der Simson ist der ordentlichste, fleißigste Bursche in ganz Frankfurt gewesen, so lange er mein Gehilfe war — nur in der letzten Zeit ist er etwas verwildert und ich kenne ihn heute,

wo er so trutzig gegen Euch ist, selbst nicht mehr. Vetter Simson, ich bitte Dich, gib dem Ritter genaue und wahrhafte Auskunft über Alles was er Dich fragt — denk', daß Du es mit einem leiblichen Eide bekräftigen müßtest!"

Die Art, wie der Arzt in einem gewissen, flehenden Tone diese Ermahnung an Simson richtete, überzeugte diesen, daß Freydank gegen ihn selbst nichts im Schilde führte; es beschwichtigte sein Mißtrauen völlig und von nun an gab er auf alle Fragen, die der Ritter Wennemar an ihn richtete, so ausführliche Antwort, als er eben nur vermochte, ohne sich selbst bloßzustellen. Der Ritter aber war ein scharfer Fragesteller, er wollte bald das, bald jenes wissen, was Simson mit dem Abenteuer jener Nacht gar nicht in Zusammenhang zu stehen schien. Mehr als einmal stotterte er und wußte sich nicht anders zu helfen, als durch kleine Widersprüche mit andrem was er früher angegeben, der Burgherr ließ dann immer eigenthümlich seine dicken Augenbrauen spielen, aber er warf Simson niemals seine Widersprüche vor, er nahm sie hin, als ob er sie nicht bemerke. Trotzdem fühlte Simson starke Schweißtropfen auf seiner Stirne stehen, als der gestrenge Herr endlich ein Ende machte und verstummte. —

Die Nacht war hereingebrochen, und mit ihr auch die Stunde der Abendmahlzeit gekommen; das Gesinde versammelte sich im unteren Raum der Küche, wo brennende Kienspäne aufgesteckt wurden, um zur Beleuchtung zu dienen. Die alte Frau, welche früher den Imbiß herbeigebracht hatte, nahm einen großen Topf vom Feuer und ließ ihn durch eine Magd nach unten tragen, wo jedem der zahlreichen Dienerschaft sein namhaftes Quantum rauchenden Breies daraus aufgeschöpft wurde. Der Burgherr führte seine Gäste ans obere Ende des gemeinsamen Tisches; zu der derben Kost, die auch ihnen auf einem Tische ohne Tischtuch geboten wurde, setzte die alte Wirthschafterin eine große Zinnschale voll des heißen Gewürzweins Hyppokras. — —

Am andern Morgen in der frühesten Frühe — Simsons Befürchtung wegen seines Nachtlagers hatte sich nicht erfüllt, man hatte ihm eine Kammer mit einem hohen Federbett angewiesen — saßen unsere beiden Reisenden wieder im Sattel. Meister Freydank hielt noch eine kurze geheime Zwiesprache mit dem Burgherrn, dann drückten beide sich die Hand, und Freydank und sein Gehilfe zogen des Weges wieder, den sie gekommen waren; Simson mit, wie er sich sagte, sehr erweiterten Kenntnissen über das Land

und die Leute, von denen er eine Probe erblickt hatte, aber um nichts klüger, weßhalb er in rauhem Wetter durch rauhe Gebirgsstriche vier Tage lang eine so abscheuliche Wegfahrt habe machen müssen!

Vierzehntes Kapitel.

Dietrich Kagelwidt.

Die alte Stadt Konrad des Saliers, des „Speierers", war voll Leben und Bewegung. Karl von Böhmen hielt sein Hoflager hier, und zu dem Reichstage, den er ausgeschrieben, war eine große Anzahl von Fürsten und Herren in die Thore von Speier eingezogen. Gekommen war zuerst Erzbischof Balduin von Trier, der kluge und mächtige alte Herr, des Königs Groß-Ohm, in dessen Hand die Fäden der politischen Verwicklungen jener Tage lagen; — er war es gewesen, der seines Neffen Erhebung auf den deutschen Königsthron eingeleitet und durchgeführt hatte, und Balduin von Triers Gestalt steht neben König Karl in der Geschichte in denselben Dimensionen da, wie im mainzer Dom auf den Epitaphien der Kurfürsten die Gestalten der mächtigen, steinernen

Erzbischöfe von Mainz neben den kleinen deutschen Kaisern stehen, welchen sie zur Krone verholfen haben und die ihnen kaum bis an den Gürtel reichen. Dann war in Speier eingezogen Heinrichs von Virneburg Gegenkurfürst zu Mainz, Erzbischof Gerlach von Nassau, Graf Rudolf von der Pfalz, Landgraf Heinrich von Hessen, Herzog Friedrich zu Teck, Graf Eberhard von Würtemberg, Friedrich Graf von Oettingen, der Landgraf zu Elsaß, Graf Heinrich zu Hohnstein, zwei Grafen, beide des Namens Emich von Leiningen, und außer ihnen zahlreiche andere Grafen und Herren und Abgeordnete von freien Städten. Das durchwogte mit der unabsehbaren Menge von Gefolgsherren, Gewappneten, Dienern und Troß die Gassen und alle Räume der Stadt, und die Bürgerhäuser waren überfüllt mit Gästen von jeder Art; Alles war besetzt, von den Häusern der Patrizier, in denen die mächtigen Herren Herberge gefunden, bis zu den kleinsten mit Stroh gedeckten Häuslein in den Nebengassen, worin die Schaaren der fahrenden Fräulein nisteten, die bei keinem Zusammenströmen von Menschen in jenen frommen gläubigen Tagen zu fehlen pflegten.

König Karl von Böhmen hatte sein Hoflager aufgeschlagen in der stattlichsten Kurie der Herren vom

Kathedralkapitel. Er hatte Mühe, den Glanz der königlichen Würde aufrecht zu erhalten unter all den reichen und stolz gemutheten Herren, die ihn umgaben. Um es zu können und die immer leere Truhe etwas zu füllen, hatte er von den speierer Bürgern jüngst noch 1000 Pfund Heller geborgt und da sie nichts weniger als sehr bereitwillig zu diesem Liebesdienst sich gezeigt, ihnen einen demüthigen Schuldschein mit Bedingungen unterschrieben, welche keineswegs zeigten, daß man um die Rückzahlung unbesorgt sei, und die für einen römischen König eine geradezu naive Sorglosigkeit um seine Würde verriethen.

In der Domkurie König Karls wohnte jedoch noch ein anderer Mann und zwar nicht der geringste unter denen, die hier in des römischen Reiches Geschäften sich mühten . . . das Hauptinstrument, das eigentliche Scheermesser, womit die Lützelburger das deutsche Schäflein schoren. Dieser Mann war Dietrich Kagelwidt, der Kanzlar Karls, der vom Mönch und Hausverwalter eines böhmischen Klosters es zum vertrautesten Rath und Günstling des Königs gebracht hatte. Und zu dieser hohen Stellung war Meister Dietrich ursprünglich nur durch einen pfiffigen Einfall gekommen, der für ihn die erste Staffel auf der Leiter zu so großen Ehren geworden. Der König

Karl nämlich war eines Tages auf einer Wegfahrt unangemeldet in Dietrich Kagelwidts Kloster eingeritten. Lange Gesichter hatten die guten Mönche gemacht beim Anblick des unvermutheten Gastes; denn wie ihn zu bewirthen, das war die erste, die unlösbare Frage. Man konnte unmöglich den hohen Herrn ohne ein schmackhaftes Fleischgericht von dannen ziehen lassen, und der Vorrath daran fehlte gänzlich: durch das Walten des tückischen Zufalls war eben alles aufgezehrt, was animalischer Nahrung im Gaden gewesen! Wohl war das Kloster im Besitz einer zahlreichen und stattlichen Sauheerde. Aber es war nicht die Jahreszeit, sie zu schlachten, es wäre das eine Sünde wider alle Regeln der Oekonomie gewesen. Auch wollte Dietrich, der kluge Hausverwalter, nichts davon hören. „Laßt mich nur machen," sagte er endlich guten Muths, und er machte es so, daß nach kurzer Zeit ein treffliches Gericht vor dem Könige auf der Tafel des Refektoriums stand, sorgsam bereitet und gewürzt und außer dem Könige noch den ganzen Schwarm des Gefolges sättigend.

„Aber, dominus Abbas," sprach der König zum Klostervorstand, der während des Mahls mit dem Konvent sich aufwartend an seiner Seite gehalten, — „Du mußt in diesen Tagen ja mörderisch unter Deinen

Schweinen gewüthet haben; — wenn ich die Zahl der Schwänze und Ohren zähle, die Du uns durch Deinen trefflichen Bruder Koch hast auftischen lassen, so kommt eine ganze Heerde heraus!"

Der Abt schwieg lächelnd, aber Bruder Dietrich Kagelwidt trat aus der Reihe vor und sagte:

„Vergebt, Herr, es wäre Schad', um diese Jahreszeit eine so edle Gottesgabe, die sich noch mehren soll und gedeihen, allbereits hinzuschlachten — aber um Euch und Euer hohes Gefolge doch nicht ohne erquicklichen Imbiß zu lassen, habe ich, mit Permiß, den lieben Thierchen die Ohren und die Schwänze abgeschnitten und es macht mich glücklich, wenn sie Euch munden!"

Der König lachte laut auf.

„Ei, ich seh', Du bist ein pfiffiger Gesell," sagte er, „und weil Du so klug Deine Schweineheerde auszubeuten gewußt hast, will ich Dich über mehr setzen — ich nehme Dich in meinen Dienst, Bruder Dietrich."

Der Mönch war damit höchlich zufrieden und schnürte sein kleines Bündel, um dem Könige zu folgen. Karl gewahrte bald, welch brauchbaren Arbeiter er seinem Dienst gewonnen, er vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte an, machte ihn nach einigen Jahren

zu seinem Kanzler, und später sogar zum Erzbischof von Magdeburg. Als solcher wußte Dietrich Kagelwidt sich dankbar zu zeigen — er war es vornehmlich, durch den der Luxemburger zu dem Besitz von Brandenburg kam, dessen Verwaltung dann Dietrich auch anvertraut wurde — dem Manne, der vom Klosterbruder zum Herrn und Gebieter über ein Kurfürstenthum geworden!

Aus einem großen auf den Garten hinaus gehenden Gemache, in der jetzigen Residenz des Böhmenkönigs, hatte der Kanzler sein Arbeitszimmer gemacht. Er saß an einem langen mit Schriften, Pergamenten und Büchern bedeckten Tische; um ihn her standen allerlei kleine mit Buchstaben bezeichnete hölzerne Kasten, jeder mit einem Schloß und an der Rückseite mit einem Paar eiserner Haken versehen. An mehreren waren die Deckel zurückgeschlagen und ließen in dem Inhalt ebenfalls Bücher, Schriften und Pergamenturkunden mit Siegeln und Bullen erkennen. Als ordnungliebender Mann hatte sich Dietrich Kagelwidt so seine Reisekanzlei eingerichtet; wenn der viel wandernde König sein Hoflager aus einer Stadt in die andere verlegte, packte der Kanzler seine Akten nach alphabetischer Ordnung in die Kasten und

ließ sie mit den Haken an die Saumsättel seiner Troßpferde hängen.

Es war um die Vormittagsstunde, der Kanzler wollte seine Morgen-Arbeiten beenden und sich zum Könige begeben, um zu erfragen, ob sein Gebieter ihm Befehle für den Tag zu ertheilen habe, als ein Diener einen Fremden, ohne ihn zu melden, in das Gemach einführte. Der Mann sah eigenthümlich verwildert und verwahrlost aus — es war eine derbe, untersetzte Gestalt in ritterlicher Tracht, mit Brustharnisch und Helm, den er in der Hand trug; ein mächtiges Schwert klirrte mit den Sporen in die Wette. Die langen Haare hingen wild um das gebräunte, mit Narben gezeichnete Gesicht, und wenn die Bestandtheile seiner Kleidung überhaupt verriethen, daß sie vor Wind und Wetter und Staub nie mehr geschont worden als das kriegerische Antlitz ihres Inhabers auch, so waren sie heute noch obendrein mit dem Schmutz einer, wie es schien, langen und hastigen Reise bedeckt.

Dietrich Kagelwidt heftete forschend seine kleinen lebhaften Augen unter der großen Gugelmütze her, die seine hohe und bleiche Stirn bedeckte, auf den Fremden.

„Ihr kennt mich wohl am End' gar nicht mehr,

Herr Kanzlar — denn Ihr seht mich gar fürsichtig und fremd an," begann der Eintretende . . . „meiner Seel', ich meine doch nicht, daß ich mich viel verändert habe, seit wir uns das letzte Mal sahen — auch in derselben Hose und demselben Wamms komm' ich zu Euch, denn eine neue hat Eure Großmüthigkeit mir bis heute noch nicht spendirt . . . Da muß ich denn wohl glauben, daß ich aus lauter Sorg' und Müh' in Eurem Dienst so grau geworden und gealtert bin, daß Niemand den braven Gesellen, den Burkhard von Ehrenfels, mehr kennt — ist's so, Herr Kanzlar?"

„Ich kenn' Euch wohl, Burkhard . . . was bringt Ihr?" antwortete Kagelwidt sich abwendend und ein Papier vom Tische aufnehmend, das er zu überblicken begann, als ob es für Burkhard und Alles, was er melden könne, hinreichende Ehre sei, wenn er es nebenbei und zu gleicher Zeit mit wichtigeren Dingen vornehme.

„Was ich bringe? Zuerst mich — und das, mein' ich, ist genug, um sich mit einem: ‚Grüß Gott,' und ‚Willkommen, fester und gestrenger Junker!' dafür zu bedanken!"

„Grüß Gott! und: Willkommen in Speier, fester und gestrenger Junker Burkhard von Ehrenfels!"

sagte der Kanzler leise und spöttischen Tons ohne aufzublicken. „Sodann?“ setzte er hinzu.

„Sodann bring' ich eine Nachricht.“

„Die lautet?“

Burkhard von Ehrenfels zog sich einen Stuhl herbei und setzte sich in bequemer Stellung mit weit ausgespreizten Beinen darauf.

„Ich will sie Euch sagen, Herr Kanzlar, wenn Ihr mit dem Papier da fertig seid. Denn obwohl ich die Nacht hindurch geritten bin ohne Aufhören und Rast, wider Wetter und Wind, um Euch meinen Spruch zu sagen, muß, was Ihr da durchbuchstabirt, doch wichtiger für Euch sein, und deßhalb will ich warten.“

Dietrich legte das Papier auf den Tisch, und blickte wieder, aber dießmal um nichts freundlicher als das erstemal, unter seiner Gugel hervor den Turnierfechter an.

„Ich höre!“ sagte er

„Der Schwarzburger ist um Mitternacht mit wenigem Gefolge von reisigen Leuten von Frankfurt aufgebrochen,“ meldete jetzt Burkhard von Ehrenfels.

„Aufgebrochen? Und wohin?“

„Ja, wohin? Weiß ich's? Ueber die Mainbrücke!“

„Und habt Ihr denn nicht gehört, wohin, wozu?"
„Niemand wußte davon in der Stadt."
„Mit wenigen Leuten?"
„Einem Dutzend etwa!"
„Zu einer Jagd vielleicht?"
„Weiß nicht! Unterwegs, auf der Gasse hat er sich eine saubere Dirne aufgegabelt und mitgenommen."
„Wer, der Schwarzburger?"
„Ich hab' es selber gesehen — des Arztes, des Freydank von Heringen, wenn Ihr dessen je erwähnt hörtet, schönes Töchterlein."
„So, so," lächelte Dietrich Kagelwidt schmunzelnd — „denkt er an solchen Zeitvertreib? — nun, dann leidet das römische Reich keine Gefahr von ihm. Ist das Alles, was Ihr mir sagen wolltet?"
„Ist's nicht wichtig genug, daß sich's des weiten Ritt's verlohnt?"
„Nicht ganz, dünkt mich!"
„Mag sein. Was Euch davon dünkt, ist Eure Sache, Kanzlar. Auch gesteh' ich Euch — anfangs schien's mir auch so. Da aber kam mir der Gedanke: wenn Du's nicht meldest, wird's heißen: Fauler Schlingel, wofür wirst Du bezahlt, daß Du nicht augenblicklich Dich auf den Gaul warfst und Botschaft brachtest, wenn

der Schwarzburger zu einem geheimen nächtlichen Ritt Frankfurt verlassen hat! So dacht' ich, und der Echter von der Rhön meint' es am Ende auch! Daher bin ich denn hurtig in den Sattel und ohne Rast hierhin. Soll ich aus meiner eigenen Tasche in der Herberge den Hafer zahlen, den mein müdes Roß frißt?"

„Davon ist nicht die Rede, gestrenger und fester Junker," sagte Kagelwidt; „auch für die Schöpplein, die ihr hier in Eure durch den Ritt durstig gewordene Kehle gleiten laßt, findet sich in den Einkünften des römischen Königs noch wohl eine Deckung."

Mit diesen Worten zog der Kanzler eine Schieblade an seinem kleinen geschnitzten Schrein, der hinter ihm auf einem Tischlein stand, offen, um aus der Lade, die das darzustellen schien, was heutzutage das ‚Budget der geheimen Fonds' genannt wird, ein Geldstück zu nehmen, das er vor Burkhard auf den Schreibtisch legte.

„Ein goldner Engel," bemerkte dieser mit spöttischem Ton — „soll ich Euch herausgeben?"

„Reicht es nicht?"

„So eben! Zu einem Paar Schoppen; und einem Gericht — Sauohren vielleicht auch noch!" Und damit schob Burkhard das Goldstück in seine Tasche

„Ihr habt nie genug, das weiß ich, aber Ihr seid nur wie sie Alle sind! Was gibt's sonst neues in der guten Stadt, aus der Ihr kommt?"

„Sie reden wieder viel von der Pest — die Seuche soll gar gewaltig um sich greifen, und Jedem wird's unbehaglich in der Haut. Ist man auch sonst wohlauf, man glaubt doch immer etwas im Leibe zu haben, was in der nächsten Stunde zu rumoren anfangen und zu dem Bauchreißen werden könnte, womit es die Menschenfreundlichkeit hat, sich anzukündigen. Ja, ja, es ist ein widerwärtig Ding, aber doch hält man's aus und bleibt auf seinem Platz, denn was läßt man sich nicht gefallen, um so edler, mit goldenen Engeln um sich werfenden Herren willen!"

„Und sonst geht Alles seinen Gang?"

„Der Schwarzburger hat die Stadt Friedberg erstürmt, das wißt Ihr; er hat seitdem glänzenden Hof gehalten; zu leben gibt's vollauf bei ihm, auch die Fastnacht soll herrlich und in Freuden gehalten werden, mit großem Mummenschanz, Banketten, Geschlechtertanz und Firlefanz!"

„Wird der Schwarzburger da mit des Arztes Tochter vortanzen?" fragte Dietrich lächelnd, aber zerstreut, denn er dachte über die Bedeutung dessen, was Burkhard ihm zu hinterbringen gekommen, nach

— ohne der Sache doch etwas weiteres abgewinnen zu können, als eine ergötzliche Nachricht für seinen Herrn, den es gewiß sehr heiter stimmen werde, wenn er höre, daß Günther von Schwarzburg sich mit Liebesabenteuern die Zeit vertreibe.

Dann stand er auf.

„Nun, gestrenger und fester Junker, behüt' Euch Gott," sagte er — „Ihr wißt, daß meine Zeit gemessen ist, und es scheint, daß Euere Nachrichten zu Ende sind."

„Für einen Engel . . . ja," versetzte Burkhard; „aber laßt einmal den zweiten mit den goldenen Flügeln aus Eurem Kästlein hervorflattern — vielleicht hab' ich dann noch mehr für Euch!"

„Den Zweiten bekommt Ihr nicht, Burkhard, ehe ich nicht die Waare sehe, die ich damit bezahlen soll — darauf verlaßt Euch!"

„Nun gut, hier ist die Waare. Wir haben den rechten Mann gefunden, der dem römischen König — Ihr versteht mich, Herr Kanzlar . . . . . einen Gefallen zu thun im Stande ist! Es ist ein Mann vom Fach — will heißen ein gelernter Pillendreher und Medikus — er hat allerlei saubere Tränklein, die einen Mann für alle Zeiten vom Zahnweh kuriren, und dabei trägt er eine besondere

Freundschaft dem Schwarzburger nach; — des Arztes Freydank Tochter ist sein Herzblatt gewesen, das Blättlein aber hat sich — gewendet, wie Ihr schon hörtet! — Da haben wir denn nur zu schüren brauchen, um ihm den rechten Gedanken in den Kopf zu setzen."

„Welchen Gedanken, gestrenger und fester Junker Burkhard von Ehrenfels, wenn Ihr anders geneigt seid, mir es anzuvertrauen" ... sagte Dietrich Kagelwidt mit sehr kaltem Tone.

„Es Euch anzuvertrauen?"

„Nun ja — denn, daß Ihr's wißt, ich dränge mich nicht in Eure Geheimnisse!"

„In meine Geheimnisse?"

„Sind das nicht etwa Eure Geheimnisse, was Ihr in Frankfurt im geheim treibt?"

„Das ist eine seltsame Rede! Herr Kanzlar, über Euren vielen Geschäften scheint Euch der Kopf etwas verworren und das Gedächtniß kurz geworden zu sein!"

„Was erlaubt Ihr Euch?"

„O," antwortete Burkhard, „bei Leuten, die so gar kurz von Gedanken sind, so ziemlich Alles, was sie wieder ins rechte Geleise bringen kann. Nun, wir verstehen uns schon. Also, gelahrter und sehr

fürsichtiger Herr, ich sage Euch, daß etwas eingefädelt ist, was Euch so gut behagen wird wie hoffentlich uns der Lohn dafür. Unser junger Medikus wird, was diesen Punkt angeht, zufrieden sein, wenn Ihr ihm irgendwo in Böhmen eine Burgvogtstelle oder dergleichen gebt — er spitzt sich zwar auf mehr und wir haben ihm allbereits eine stolze und mächtige Ritterburg mit Kreide auf den Tisch gemalt, die ihm Euer König zum Lehen inne geben werde" —

„Ihr habt gehört, Burkhard, daß meine Zeit gemessen ist," unterbrach ihn unwirsch der Kanzler; „ich habe Geschäfte beim Könige" . . .

„Und ich habe auch Geschäfte, bei des Königs Kanzlar, und zwar sehr wichtige," versetzte Burkhard, „die keinen Aufschub leiden — also, den Medikus speist nachher ab wie Ihr wollt, denn der ist gezwungen sein Maul zu halten, was wir, der Burkhard und der Echter, nicht so ganz sind. Ihr begreift den Unterschied, Herr Kanzlar, und werdet Euch deßhalb splendid zeigen, daß wir für unser Lebtag genug haben. Was den Echter angeht, so ist er ja auch ein Mann für Euch, wie Ihr keinen zweiten in der Welt hättet finden können: kurze Sinne, wo es heißt: drauf los! und lange Beine, wo es gut ist, sie lang machen; Falkenaugen bei Tage und Eulenaugen bei

Nacht; kurz, ein Mann nach dem Herzen des Teufels. Echt hat jetzt einen absonderlichen Ekel gegen das Stegreifleben bekommen — und gedenkt sich auf irgend eine fette Pfründe zurückzuziehen" . . .

„Was nicht gar?" fiel Dietrich ein: „Reinhard Fuchs mit geschorner Glatze in der Kutte!"

„Nun Reinhard Fuchs hat seine Wege, und wer weiß, ob Ihr ihn nicht einmal von Eurem Herrn König, den Gott segnen möge, mit Ring und Stab belohnt sehen werdet. Weßhalb sollte ein Fuchs nicht aus einer Kutte schauen dürfen? Wär's das erstemal? Habe ich doch schon öfter gesehen, daß ein Fuchsschwänzer aus dem stattlichen Pelzrock eines Kanzlars hervorblickte . . . schon manchmal, Herr Dietrich Kagelwidt" — und bei diesen Worten hatte Burkhard sich erhoben, war neben den Kanzler getreten und schlug ihm jetzt mit seiner breiten Faust auf die Achsel.

„Seid Ihr von Frankfurt spornstreichs durch die Nacht geritten, um hier Streit mit mir anzufangen?"

„Nein, wahrhaftig nicht! Um einen guten Lohn bin ich hergekommen, meiner guten Botschaft willen. Denn die bring' ich Euch, wenn Ihr auch thut, als verständet Ihr mich nicht, als wüßtet Ihr nicht, wo-

von die Rede! Ei, Herr Kanzlar, wir setzen da drüben unsern Hals daran, auszuführen, was Ihr uns auftrugt" . . .

„Ich Euch auftrug?"

„So ist's — freilich, Ihr habt dazumal nur halbe Worte gesprochen — aber wenn man die Hälften zusammenhielt, so paßten die Stücke vortrefflich zu einander — es waren dann ganze, verständliche, klare Worte. Wir wenigstens, der Echter und ich, wir waren so pfiffig, Eure Sprache zu verstehen. Und nun ich komme und sage: Herr, wir haben den Teufel selbst nicht gefürchtet, um das auf die Bahn zu bringen, was Ihr uns angabt, nun habt Ihr ein kurz Gedächtniß und zeigt den Fuchsschwanz . . . ja, ja, schneidet nur Gesichter, weil meine Zunge eine Zange wird und Euch den Fuchsschwanz ein bißchen kneipt! Es hilft Euch nichts. Ihr habt dazumal gesprochen, wir haben's gehört und Eure Worte in der Tasche — wie gute vollwichtige Münzen, die wir ausgeben könnten, wenn's uns beliebte. Auf der einen Seite steht: Das liebe heilige römische Reich hat an einem Könige vollauf genug. An der andern Seite steht: König Karl verlangt nichts umsonst. Es sind ein Paar gute Sprüche, mein' ich, ursprünglich wohl mehr welsch

als deutsch — aber König Karl, der ja in fünf Sprachen parlirt, wird sie übersetzt haben und sein gelahrter Kanzlar hat sie uns explizirt. Ein Paar sehr gute Sprüche — aber Euch verlangt doch nicht danach, daß wir die Münze in Umlauf setzen!"

„Ihr seid ein ungeschlachter und ein böser Mensch, Burkhard," sagte Dietrich Kagelwidt.

„Und obendrein höchst lästig, ich weiß!" lachte Burkhard zur Antwort.

„Hab' ich etwas gesprochen," fuhr der Kanzler fort, „aus dem Ihr voreilige Schlüße auf meine eigentliche Absicht gezogen, so ist's nicht meine Schuld!"

„Voreilige Schlüße — ei seht mir doch! Ihr bestellt ein Paar Schuh, Herr Kanzlar, und nun wir das Leder zugeschnitten haben, heißt es: ich wollte ein Spitzenkräglein!"

„Geht zum Teufel, Burkhard," rief jetzt, seinen sanfter gehaltenen Ton hier plötzlich verlassend und zornig aufwallend, der Kanzler aus. „Thut, was Ihr wollt, und scheert Euch zum Henker! Ich habe schon zu lange Euer boshaftes Geschwäz angehört!"

„Das heißt doch endlich deutsch gesprochen," lachte Burkhard hell auf. „Man versteht's doch, wie Ihr's meint."

„Geht, oder ich lasse Spießknechte rufen, die Euch höflich machen und Euch Sitte lehren werden!"

„Das können Eure Spießknechte nicht; denn seht, erstens kann Niemand lehren, was er selbst nicht kennt, und zweitens hab' ich keine Lust mehr zum lernen. Aber reden wir im Ernst, Herr Kanzlar. Ihr wisset, daß der Echter außerhalb Eures Bereichs ist, und so lange Einer von uns Beiden das ist, werdet Ihr dem Andern kein Haar krümmen. Ihr werdet denken, er könnte Eure Münze zeigen oder zu einem Wechsler bringen, der sie ihm gegen gute landesübliche Sorten umsetzte!"

„Und weßhalb sucht Ihr nun den Streit mit mir, Raufbold, der Ihr seid!"

„Aus Liebhaberei, Herr Kanzlar. So lange ich morgens keinen tüchtigen Streit gehabt habe, ist's mir, als hätt' ich nicht recht ausgeschlafen — es ist mir wüst und dumpf im Kopf so lange; hab' ich aber Jemanden den Bart gerupft, so wird mir gleich anders zu Sinnen. Darum nichts für ungut, Herr Kanzlar. Wir verstehen einander jetzt und scheiden als gute Freunde. Ihr könnt mir's glauben, eigentlich und im Grunde meines Herzens bin ich voll Ergebenheit für Euch. Ein prächtiger Mann, der Herr

Kanzlar, freundlich gegen Jedermann, immer lustigen Muths und immer die Hand auf — so könnt Ihr mich täglich zum Echter sagen hören, und der Echter, der wackere Bursch, schlägt mich dann auf die Schulter und spricht: Kreuz und Dorn — das ist sein Leibsprüchlein, — Kreuz und Dorn also, spricht er, Du sagst nicht zuviel von ihm, alter Kumpan, es ist ein wackrer Herr durch und durch, und wir wären ein Paar mißrathene Bursche, wenn wir nicht in die nächste Herberge träten und etwas von unsrem ungerechten Mammon opferten, um alles zu thun, was in unsren Kräften liegt, seine Gesundheit zu fördern! Also ist unsre tägliche Rede, Herr Kanzlar, und nun, mein' ich, könnten wir ohne Groll im Herzen von einander scheiden."

„Daß wir scheiden könnten, meine ich auch!"

„Es fehlt nur noch, daß diese Eintracht von dem Engel besiegelt werde, den Ihr mir vorhin verspracht."

„Ich, Euch? Einen Engel?"

„Für die zweite Botschaft!"

Der Kanzler blickte den Turnierfechter mit dem Ausdruck des Zorns und der Verachtung an. Aber er schien gewillt, sich jetzt auf jede Weise denselben vom Halse zu schaffen. Er ging noch einmal zu seinem

Schrein, zog noch einmal die Schublade und legte noch einmal ein Goldstück vor ihn hin.

Burkhard schob es ein, verbeugte sich halb im Ernst, halb spöttisch und entfernte sich mit einem: „Behüt' Euch Gott, werther Herr!" —

Der Kanzler wischte sich die Stirn, als er fort war.

„Daß man Gesellen solcher Art braucht!" sagte er, einigemale in seiner Arbeitsstube auf- und abwandelnd; „sie sind wie des Teufels Hebammen, und liegt Euch halbunbewußt irgend ein schlechter Entschluß in der Seele, sie holen ihn Euch heraus, und drehen dann den Strick draus, in dem sie Euch gefangen halten. Hätt' ich mir lieber die Zunge abgebissen, als diesem Menschen in einer zornigen Laune zu verrathen, daß ich wollte, den Schwarzburger, der uns zum Aerger geboren ist, schaffte Einer uns zum Vergnügen wieder zur Welt hinaus. Bei dem unglückseligen Worte halten sie mich nun gefaßt und schwören Stein und Bein darauf, ich habe sie zum Morde des Mannes gedungen, und das Abendmahl würden sie darauf nehmen, daß König Karl der Erfinder des Anschlags ist und ich nur sein Werkzeug! König Karl . . . ich glaube, er würde mich mit eigner königlicher Hand aufknüpfen, wie er's weiland

daheim dem Ritter Panizer machte, wenn er eine Sylbe von all Diesem erführe!"

Nach diesem Selbstgespräch nahm Dietrich Kagelwidt seine Schriften unter den Arm und begab sich durch einen dunklen, die Mitte des Hauses durchschneidenden Gang in die Gemächer seines königlichen Herrn.

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856 Druck von Kath. Gerzabek.

Inhalt.

Schücking, Levin, / Schmidt, Friedrich Wilhelm Valentin / Schmidt, Maria W.

Günther von Schwarzburg Historischer Roman in zwei Bänden

Bd.: 1

Prag & Leipzig 1857